

Walter Zimmermann

TONART OHNE ETHOS

Der Musikforscher Marius Schneider

„Ambiguität taugt nicht zum Heldentum“
(Hannes Böhringer)

1

Der Name Marius Schneider wurde im April 1998 in Israel erwähnt, in einem Vortrag über Zusammenhänge europäischer mit außereuropäischer Mehrstimmigkeit. Die Namensnennung brachte Professor Ruth Katz von der Hebrew University in Proteststimmung. Sie hielt dem Rechercheur einen Brief des Jahres 1935 unter die Nase, den Schneider mit H.H. (der deutsche Gruß wird weiterhin so geschrieben) unterzeichnete. Ruth Katz merkte an: „We thought that we were creating a polyphony everyone was creating and there comes Marius Schneider to tell us: Look around and see, it is something that only a special part of man creates.“ Der Rechercheur war sehr irritiert, hielt er doch Schneider für einen der ersten, die vom Eurozentrismus wegdeuteten hin auf ein respektvolles Vergleichen mit den nichteuropäischen Kulturen. In Schneiders Habilitationsschrift „Geschichte der Mehrstimmigkeit“ von 1934 wird das mehrstimmige Singen der Naturvölker mit dem des europäischen Mittelalters verglichen und zwölf gemeinsame Kompositionsprinzipien festgestellt: Variantenheterophonie, Parallelismus (Sekundparallelen etc.), tonal gebundener Parallelismus A (strenge Quint-, Quartparallelen), homologe Strukturen (Multi-Ostinato), Continuum, tonal gebundener Parallelismus B (Überspringverfahren), rezitierter Bordun, Pedalbordun, Cantus-Firmus-Polyphonie, freie Polyphonie, Ostinatotechnik, Imitation und Kanon. Diese Vergleiche wurden erst in einem dreißig Jahre später verfaßten dritten Teil in der zweiten Auflage veröffentlicht. Die Erstfassung wurde zur Habilitation nicht zugelassen. So schreibt Schneider im Vorwort: „Bücher haben ihre Schicksale. Kaum war diese Arbeit im Jahre 1934 in erster Auflage erschienen, so wurden ebenso der Verlag wie der Verfasser von den Vertretern der damaligen Gewaltherrschaft in Deutschland aus ‚kulturpolitischen‘ Gründen auf die unfairste Weise bekämpft, und das Werk selbst, da es in Deutschland erschienen war, von der freien Welt zum Teil boykottiert. Schließlich wurde die Auflage während des Krieges

ein Raub der Flammen. Das Manuskript, das die Mehrstimmigkeit vom 13. bis 17. Jahrhundert behandelte, ist verschollen. Obwohl dieses Buch vor mehr als 30 Jahren entstanden ist, kann die Grundthese über die Entstehung der Mehrstimmigkeit unverändert aufrechterhalten bleiben. Alle Materialien, die inzwischen bekannt geworden sind, haben die Brauchbarkeit der Theorie bestätigt: „Die Mehrstimmigkeit ist eine Simultanform der Variation.“¹ Nun kannte der Rechercheur diesen Vorgang auch vom biographischen Selbsteintrag im Lexikon *Musik in Geschichte und Gegenwart* (MGG). Für dieses Nachkriegsnachschlagewerk schrieb Schneider als Verantwortlicher für Musikethnologie einen sehr lückenhaften Eintrag, der das Bild einer persona non grata bestätigte.

Der von Ruth Katz vorgehaltene Brief von Schneider an Robert Lachmann, datiert Berlin 22. Januar 1935, Briefkopf Staatliches Museum für Völkerkunde, beunruhigte den Rechercheur doch, da neben dem deutschen Gruß, mit dem zu unterschreiben 1935 auch in offiziellen Stellen keineswegs Auflage war, noch eine Merkwürdigkeit zu lesen war: „Die geplante Errichtung eines Phonogramm-Archivs in Jerusalem läge auch in unserem Interesse 1. weil wir dadurch unsere Sammlung im alleinigen Austauschverfahren vergrößern können, ohne dadurch Devisen in irgendeiner Form beanspruchen zu müssen, 2. weil Dr. Lachmann ein sehr erprobter Sachverständiger ist. Heil Hitler Dr. Marius Schneider. Leiter des Phonogramm-Archivs.“² Die Formulierung legt nahe, daß 1935 noch eine Zusammenarbeit zweier Phonogramm-Archive denkbar war, die zurückblickend nach dem Holocaust höhnisch erscheint. Robert Lachmann war die zentrale Figur neben Carl Stumpf und Erich von Hornbostel, die im Berlin der zwanziger Jahre die Vergleichende Musikwissenschaft aufbauten und sich in der Gesellschaft zur Erforschung des Orients 1930 mit ihrer *Zeitschrift für Vergleichende Musikwissenschaft* weitere fünf Jahre artikulieren konnten. Carl Stumpf legte 1900 den Grundstein für das Phonogramm-Archiv mit einer Aufnahme des siamesischen Hoforchesters, das auf Einladung des deutschen Kaisers in Berlin zu Gast war. Die Sammlung der Phonogramme wurde zunächst durch die deutschen Kolonien erweitert, dazu kam der Kontakt zu den Missionen, in deren Zeitschrift *Anthropos* viele ethnographischen Berichte zu finden waren. Schließlich basierte ein nicht unbedeutender Teil der Phonogramme, die u.a. von Georg Schünemann während des ersten Weltkriegs gemacht wurden, auf „Feldarbeit“ in Kriegsgefangenenlagern in der Umgebung Berlins. Das Singen eines Gefangenen in einen Phonographen, die Aufzeichnung auf eine Wachsrolle, das Konservieren durch Galvanisierung und der Tauschhandel dieser Objekte mit anderen Phonogramm-Archiven bildeten das Fundament der Vergleichenden Musikwissenschaft.

¹ Marius Schneider (M.S.), *Geschichte der Mehrstimmigkeit*, Tutzing 1969, S.3.

² Brief M.S. an Robert Lachmann vom 22.3.1935, Nachlaß R. Lachmann, Hebrew University, Jerusalem.

Die Trophäe lag vor der Haustür oder kam zu Besuch. Robert Lachmann war damals neben Hans Helfritz einer der wenigen, die Feldarbeit so verstanden, wie sie die Anthropologie definiert. Er brachte in das Phonogramm-Archiv etwa 450 vor Ort gemachte Aufnahmen, persischer, türkischer und vor allem nordafrikanischer Musik ein. Seine 1940 in Jerusalem posthum veröffentlichte Monographie *Gesänge der Juden auf der Insel Djerba* verbindet die Feldforschung mit wissenschaftlicher Akribie. Ganz im Gegensatz dazu war Schneider meistens von dem bereits gesammelten Objekt als prima materia ausgegangen. Die Transkription und Einordnung in seine Tonalitätskreise, eine Ableitung der von Leo Frobenius popularisierten Kulturkreislehre, waren vorrangig.

2

Es wunderte den nun zunehmend nachfragenden Rechercheur bei seiner Rückkehr aus Israel doch, als er die *Geschichte der Mehrstimmigkeit* aufschlug, wie er Sätze hatte übersehen können, die der angenommenen Offenheit des Multiversellen bei Schneider widersprachen: „Der Bordun zieht sich von der Südsee über Indonesien nach Hinterindien, verliert sich in dem während der letzten tausend Jahre von der Kultur der Türkvölker und Araber überschwemmten Gebiet. Er tritt wieder bei den Fischern der Insel Failaka im Persischen Golf auf und erscheint schließlich im Kaukasus, in Europa und im Mittelmeer.“³ Er widerspricht im weiteren einer These, daß die Mehrstimmigkeit, die in Nordafrika aufzufinden sei, eine Folge der Kreuzzüge sein soll. Man berief sich dabei auf eine Aussage André Schaeffners vom Musée de l'Homme. Dieser jedoch berichtete: „Ce que nous possédons au Musée comme polyphonie vocale le plus au Nord de l'Afrique sont une population presque noire; leurs voix parallèles s'écartent progressivement ou par accidents. Cela reste de l'hétérophonie.“⁴ Demnach haben die Araber keine Mehrstimmigkeit, singen auch keine Kreuzfahrermotetten. Sie haben ja wie oben erwähnt das Gebiet ‚überschwemmt‘. Bei den Berbern verhält es sich ganz anders. Schneider stellte in mehreren Aufsätzen die Besonderheit dieser nicht-arabischen Nordafrikaner heraus. Er bezieht sich dabei auf den von Lachmann und von Hornbostel 1933 verfaßten Text *Asiatische Parallelen zur Berbermusik*, in dem das pentatonische Melos im Gegensatz zur Beduinenmusik mit den Wanderungen der Mongolen in Bezug gesetzt wird. Die MGG wird zu Rate gezogen. Den Artikel „Mehrstimmigkeit“ zeichnet als Verfasser Schneider. Dort ist wieder Lachmann, diesmal mit einer Anekdote, herangezogen: „Ein strenger, offensichtlich auf dem hohen Verschmelzungsgrad der Quintklänge beruhender Stimmenparallelismus, den Lachmann (einer privaten Mitteilung zu Folge) bei den Berbern auf der Insel Djerba beobachtete,

³ M.S., *Geschichte der Mehrstimmigkeit*, Teil III, S.18.

⁴ Ebenda, S. 23.

endete mit einer Ohrfeige, die der ältere Sänger dem jüngeren versetzte.“⁵ Die Berber haben also ein tonal gebundenes Empfinden, was sie in Terz-Quint-Septräumen empfinden läßt, im Gegensatz zu den semitischen Völkern. Mit mulmigem Gefühl im Bauch liest der Rechner weiter in der *Geschichte der Mehrstimmigkeit*: „Vergegenwärtigen wir uns die Verbreitung der vokalen Mehrstimmigkeit, so sehen wir, daß sie einen relativ geschlossenen geographischen Komplex darstellt, der sich in zwei Areale aufteilt: Südsee, Melanesien, Südasien, Westasien, Europa einerseits und Afrika andererseits. Diese Verbreitung deckt sich - mit Ausnahme des afrikanischen Pygmäengebiets - erstaunlicherweise mit dem Vorkommen der Megalithkulturen. Abzuziehen sind natürlich diejenigen Völker, die von Natur aus der Mehrstimmigkeit abgeneigt sind (Indianer, Mongolen, Araber). Was den asiatisch-mittleuropäischen Zweig angeht, sollen diese Formen von der indogermanischen Wanderung getragen worden sein, die ihrerseits die Erbin von vorindogermanischen Elementen, also von Teilen der eurasischen Gemeinkultur waren. Wenn hier die Verbreitung der Mehrstimmigkeit - soweit sie rassenmäßig praktiziert wird - in Zusammenhang mit den Megalithkulturen gebracht wird, [...] kann nicht abgeleugnet werden, daß, wenn man von der Unterbrechung des Verbreitungsgebiets durch Araber, Türkvölker und Mongolen absieht, die gleichen Erscheinungen immer auf der gleichen geographischen Linie liegen. So kommt man bei einer objektiven Bewertung des Materials nicht umhin, den Zusammenhang Europas mit Asien und Polynesien anzuerkennen. Dies bedeutet keineswegs, daß man der Musik Europas ihre eigene Entwicklung abstreitet; aber sobald es um die Frage der Grundlagen geht, muß sich die berechtigte Überlegung einschalten, nach der überall da, wo Gleiches besteht, auch irgendwelche gleiche oder ähnliche Schaffenskräfte am Werk waren.“⁶ Also doch Gleichberechtigung der verschiedenen Kulturen. Was verwirrt, ist die Ineinssetzung von Megalith- und Mehrstimmigkeitsvorkommen. Wenn man von Leo Frobenius' poetisch lockerer Entwicklung der Kulturkreislehre weiß, daß er schon bei einzelnen identischen Funden über weite geographische Areale verstreut, die ganzen Bereiche schraffiert und zu einem Kulturkreis zusammenzieht, muß das Wort objektiv hier doch in Anführungszeichen stehen. Dann irritiert, wie Schneider die Ausklammerung der „von Natur aus der Mehrstimmigkeit abgeneigten“ Völker Indianer, Mongolen und Araber begründet.

Vielleicht sollte der Rechner weiterschnüffeln und so vollends zum Detektiv werden. In den *Acta Musicologica* XXIII von 1951 findet sich ein Aufsatz *Ist die vokale Mehrstimmigkeit eine Schöpfung der Altrassen*: „Die Erfahrung hat gezeigt, daß sowohl in Nordafrika wie in Spanien solche (Quint- und

⁵ Artikel „Mehrstimmigkeit“ in: *Musik in Geschichte und Gegenwart* (MGG), Kassel 1977, S. 1240.

⁶ Ebenda.

Quart) Parallelen schlechthin als ‚Irrtum‘ bezeichnet wurden.“⁷ Er meint sicher die Ohrfeige. In diesem Text zählt nun Schneider eine Belegliste der Völker mit ihrer Zugehörigkeit zu den gefundenen Prinzipien der Mehrstimmigkeit auf. Die Völker Nordafrikas und der Levante fehlen. Hingegen findet sich eine gespenstische Formulierung: „In beiden Fällen liegt eine geringe Differenzierung und eine Häufung von Rasseinfantilismen vor“⁸, mit einem Hinweis auf das Buch *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit* von E. F. v. Eickstedt 1934. Der neugierige Rechercheur möchte das Buch in der Staatsbibliothek entleihen. Es ist gesperrt und kann nur vor Ort eingesehen werden. Der erste Satz läßt ein leichtes Ekelgefühl entstehen: „Die neueste Zeit hat ohne Zweifel einen Aufschwung in der Rassenkunde gebracht. Die Ursache hierfür ist die wachsende Erkenntnis, daß der Mensch und sein Schicksal, daß der Lebensweg des Einzelnen, wie der Aufstieg der Völker zu einem guten Teil von biologischen Tatsachen, von der ‚Rasse‘ mitbestimmt werden.“⁹ Dies reicht. Buch zurück. Da findet sich in Schneiders Schriftenverzeichnis ein noch weiter zurückliegender Text von 1938 aus seiner Zeit am Berliner Phonogramm-Archiv: *Die musikalischen Beziehungen zwischen Urkulturen, Altpflanzern und Hirtenvölkern*. In gesperrt gedruckten Lettern steht da: „Die Vortragsart ist ein Rassekriterium, der Vortragstil ein Kulturkriterium.“¹⁰ Diese apodiktischen Sätze können doch nicht unwidersprochen geblieben sein.

Der Rechercheur durchblättert Karteikästen, Stichwort: Mehrstimmigkeit. - Da: Die Herausgeberin von Robert Lachmanns Schriften, Edith Gerson-Kiwi, schreibt in *Vocal Folk-Polyphonies of the Western Orient in Jewish Tradition*: „It seems that also in the case of vocal polyphony we have for a long time been slaves of our own prejudices. One of the main obstacles has been that from the beginning of modern research in folk polyphonies this subject was curiously enough, coupled with racial theories. The main proponent of this line of thought, Marius Schneider, has, since the publication of his first comprehensive work in 1934/35 tried to reinforce his theories on the stratification of non-European polyphonies with the help of some ethno-geographical doctrines which led him to basic misconceptions. According to his latest version of his theory, folk polyphony is a racial property and limited to closed areas in only two of which (in a former version: three) it reached any significance. (1a) Pacific Ocean, (1b) Southern Caucasus to Europe, (2) Central and South Africa. The

⁷ M.S., *Ist die vokale Mehrstimmigkeit eine Schöpfung der Altrassen?* in: *Acta Musicologica* 23, 1951, S. 41.

⁸ Ebenda, S. 47.

⁹ E. F. v. Eickstedt, *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit*, Stuttgart 1934, S. 1.

¹⁰ M.S., *Die musikalischen Beziehungen zwischen Urkulturen, Altpflanzern und Hirtenvölkern*, *Zeitschrift für Ethnologie* 70, 1938, S. 287.

rest of his polyphonic map remains blank. These blank spaces caught our curiosity. They cover not only the Sino-Japanese civilizations, indeed the Mongolian world in its entirety, but also Central India, Persia and the whole of the Semitic civilizations, both Arab and Jewish, denying all of them any notable contribution to polyphonic forms. [...] The past decades have produced thousands of new recordings from those 'blank' areas. There are new possibilities of stratification. They can no longer be drawn along geographical lines alone. With more and better source material at hand, it would appear that there exists almost no civilization without some kind of proto-polyphony. [...] Polyphony in itself has always been defined as a means of human communication."¹¹ Über diesen klaren Satz muß die ganze Rassenirrllehre, auf der Schneiders Theorie anscheinend fußt, stolpern und der verdutzte Recherchreur muß nun selbst sein Bild korrigieren, das er den geographischen Einflüssen auf musikalische Äußerungen zugemutet hat. Der Geschichtsschreibung der Völkerwanderungen sollte, auch wenn sie noch so zum romantischen Spekulieren anregt, mit mehr Skepsis begegnet werden.

3

Der lernbegierige Recherchreur macht sich kundig bei George Mosses *Die Geschichte des Rassismus in Europa*. Ende des 18. Jahrhunderts formulierte Herder, daß die Sprache Ausdruck einer gemeinsamen Vergangenheit sei und Sanskrit die Grundlage aller westlichen Sprachen. In diesem Zusammenhang tauchte zum erstenmal das Wort 'Arier' auf. Friedrich Schlegel ging über einen Sprachvergleich hinaus und behauptete, ein Gefühl, eine Affinität zwischen diesen Sprachen sei auf den 'inneren Eigenschaften' der Buchstaben gegründet. Schlegel bezeichnete die aus den indischen Sprachen abgeleiteten Sprachen 'organisch'. Die anderen waren „wie durch den Wind zusammengeweht“. Christian Lassen, ein Schüler Schlegels, scheute sich nicht, rassische Urteile zu verkünden. Er stellte die arischen Ursprünge Indiens, das „edle“ indo-germanische Volk, in Gegensatz zu den unedlen Semiten. Schließlich formierte sich im 19. Jahrhundert durch deutsche und französische Gelehrte (Gobineau) der arische Mythos. Der Begriff 'Arier' war auf Grund linguistischer Hypothesen, der Begriff 'Kaukasier', wie ihn Friedrich Blumenbach einführte, durch anthropologische Hypothesen entstanden. Die Auswirkungen auf die Musik traten in Richard Wagners Person und Werk umfassend zum Vorschein. In Wagner sah wiederum der Wiener Indologe Leopold von Schroeder *Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth* (1911). Dem folgte 1914 das zweibändige Werk *Arische Religion*. Der Recherchreur verteilt jetzt Wissen aus zweiter Hand. Kurz vor der Jahrhundertwende versuchte Rudolf Virchow, die Rassenirrllehre

¹¹ Edith Gerson-Kiwi, *Vocal Folk-Polyphonies of the Western Orient in Jewish Tradition*, Yuval Studies of the Jewish Music Research Center, Jerusalem 1968, S. 175.

durch wissenschaftliche Untersuchungen aufzuhalten. Er bewies, daß die Deutschen keine rassische Einheit bilden und daß es eine reine jüdische Rasse nicht gibt. Seine Schlußfolgerung: Die Juden sind ein Volk, aber keine Rasse. Für Virchow war Rasse nichts anderes als eine Erbvariante. Aber die mythenbildenden Kräfte, dazu gehörte Bayreuth an erster Stelle, waren bereits zu mächtig geworden.

In Schneiders Schriften findet sich kein einziges Wort, das ihn des antisemitischen Denkens bezichtigen könnte. Im Gegenteil scheint er ein reges Interesse an der Musik Nordafrikas und des Einflusses der arabischen Musik auf Spanien gehabt zu haben. Das *Anuario Musical* veröffentlichte Schneiders Aufsatz *A propósito del influjo árabe* (1946), der mit zahlreichen Notenbeispielen wieder zu belegen versucht, daß „el mismo abolengo racial“¹² auch die wörtliche Überlieferung einer Melodie garantiert und bei „diferente abolengo racial“ sich die Melodien adaptieren, je nach „distancia somática de las razas que verifiquen este intercambio cultural“¹². Weiterhin spricht Schneider von Melodietypen, die eine außerordentlich lange Lebensdauer haben, ähnlich einem Genus in der Zoologie. Er unterscheidet zwei somatische Grundtypen: „el tipo braquicéfalo y el tipo dolicocefalo.“ Den ersten Typus könnte man frei nach Brecht mit „Rundköpfe“, den zweiten mit „Spitzköpfe“ übersetzen. Im Vergleich verschiedener Einflüsse stellt Schneider zwei Ströme der Prägung spanischer Musik fest. Der eine über Marokko, Ägypten, Syrien, Persien, Indien. Der andere von Afghanistan zum Kaukasus, Pamir und Hindukusch streifend nach Turkestan: „cinco razas, una dolicocefala y cuatro braquicéfalas, aparecen como portadoras de los tipos melódicos.“¹² Die erstere entspricht der mediterranen, die letztere der alpinen Rasse. Die Analyse wollte zeigen, daß, wenn arabischer Einfluß angenommen wird, er zumeist gemeinsame mediterrane Stilmerkmale transportiert und nicht partikulär arabisch ist. Er resümiert schließlich, und hier wird deutlich, daß doch ein Eurozentrismus im Spiel ist: „Los elementos comunes entre música española, árabe, persa e india tienen que remontarse a una época mucho más anterior a la invasión musulmana.“¹³ Zur Beruhigung schließt er: „Afirmamos rotundamente que los pocos portadores verdaderamente árabes de la cultura musical islamoárabe en España fueron ‚viajantes‘, pero no ‚creadores‘ de música.“¹³ Entschlüsselnd ist hier, der Rechercheur staunt, daß die ursprüngliche Annahme, es handle sich bei Schneiders Denken um Koexistenzen von Kulturen, völlig revidiert werden muß. Hingegen sieht es so aus, als gehe es ihm um eine in Ströme und Hierarchien eingeteilte Typologie der Kulturverwandtschaften. Diese biologistische Sicht einer „reinen“ Typologie ist kennzeichnend für einen

¹² M.S., *A propósito del influjo árabe. Ensayo de Etnografía musical de la España medieval*, *Anuario Musical* 1, Barcelona 1946, S. 32 und S. 46.

¹³ Ebenda, S. 60.

Klassifikationstrieb, der aus einer Mannigfaltigkeit von Eigenschaften bestimmte auswählt, die für die jeweilige Theorie als Typen fungieren. Wieder werden kulturelle Äußerungen zu gefrorenen Objekten einer Kontrollbegierde.

Der Rechercheur, hellhörig geworden, trumpft auf. In seiner *Philosophie zoologique* (1809) postulierte Lamarck die Konstanz der Form bei unveränderter Umwelt, die schließlich vererblich würde. Auch gilt Lavater mit seiner Physiognomik der Völker ebenso als Begründer der Stereotypen wie Franz Joseph Gall mit seiner Phrenologie. Die dort gefundenen Typisierungen dienten der Konstanz in einer zunehmend schnellen Veränderung der Kulturen. Daß der Rassismus gerade im 20. Jahrhundert diese apokalyptische Form annahm, mag an der angenommenen Konstanz ihrer Typen liegen, die im größten Gegensatz zur logarithmisch zunehmenden Geschwindigkeit stand. Der Grundantrieb für den Sammeleifer der Ethnologen war auch das rasante Verschwinden alter Kulturen. Zurück zu den Ursprüngen war eine Grundmotivation. Nur vermischte sich auf verhängnisvolle Weise das Sammeln mit dem Anspruch der rassischen Überlegenheit der Europäer. In dieses Klima paßt auch, daß Schneider weit in die dreißiger Jahre hinein sein ‚Material‘ über Missionen bezog, um es dann in Berlin zu klassifizieren. Hat man Klassifizierungen und Wertungen vorgenommen, ist das Eigenleben des ‚Materials‘ uninteressant geworden. Der Schmetterling ist aufgespießt. Er kann bestimmt werden. Diese Bestimmungen können bis zu verstiegenen Behauptungen wie die der „wurzeltaften Einheit von Kultur und Rasse“ von H. Hübner reichen, einem Schüler des Berliner Kulturkreislehrers Danckert, oder sie können wie in Danckerts platter Analogie von „Mutterrecht und Pentatonik“ vom „Einbettungsmelos“ schwärmen. Was an all diesen Verstiegenheiten befremdet, ist, daß den Objekten der Begierde keine je eigene Geschichte gestattet wird. Sie werden zu verfügbaren Dominosteinen eines Spiels um Vorherrschaft. Kulturelle Neugierde wird umgedreht zu einer xenophobischen Argumentation, die wie Schneider in dem Aufsatz über den arabischen Einfluß in Spanien zu beweisen sucht: ‚el influjo‘ war dort nur in Form wandernder Melodien und nicht eigentlich schöpferisch in Spanien wirksam.

Weitere Literatur zieht der Rechercheur aus dem Giftschränk der Staatsbibliothek. Er möchte mehr über den Dunstkreis dieser obskuren Wissenschaft lesen: Friedrich Blume *Das Rasseproblem in der Musik* von 1939, erschienen im Kallmeyer Verlag. Blume ist doch der Herausgeber der MGG. Der Rechercheur stellt sich dumm und findet Schneider erwähnt: „Marius Schneider unterscheidet nicht weniger als zwölf verschiedene Melodietypen. [...] Diese melodischen Strukturen sind, wie sich zeigt, seltsamer Weise nicht an die Rassen oder die Völker, sondern an die Kulturschichten gebunden. Diese Erkenntnis bedeutet für den Betrachter jeglicher Musik eine Art

Abschied von einer Illusion.“ Der Rechercheur atmet auf. Es wird also doch noch der Kulturbegriff diskutiert. Weiter: „Marius Schneider formuliert: ‚Bei den Finnen ist das Jägerlied, bei den Germanen das Bauernlied der höchste Ausdruck volkstümlichen Singens.‘ Die ausgezeichnete Untersuchung dieses Forschers über die ‚Indogermanenfrage‘ macht deutlich, daß es eine artverwandte Melodik z.B. zwischen den sprachverwandten indogermanischen Völkern gibt, daß im übrigen jedoch hinsichtlich der melodischen Strukturen, über die Rassen hinweg Jäger- oder Bauernkulturen eine große Gemeinschaft von Kriterien aufweisen‘. [...] So erscheint das Bauernlied geradezu als indogermanisches Lied. [...] Das dreiklangshafte Singen ist eine Eigentümlichkeit der Jägerkulturen.“¹⁴ Schneider hat eine Schrift über die Indogermanenfrage verfaßt. Der Rechercheur findet sie nicht in der Bibliographie seiner Schriften. In der Nachbemerkung von Blumes Buch findet sich jedoch ein Hinweis: „Schneider, Marius - Die Indogermanenfrage; Vortrag gehalten auf den Düsseldorfer Reichsmusiktagen 1938, ungedruckt.“ Blume bezieht sich im Laufe seiner im völkischen Dunst tappenden Suche oft auf Schneider, vor allem wenn es um den Vortragsstil geht, der im Unterschied zum Skalenmaterial eines Lieds Ausdruck der Rasse, nicht der Kultur sein soll. Dies hat Schneider bereits im *Lehrbuch der Völkerkunde* (1938) bemerkt: „Musikalische Rassekriterien lassen sich nur in geringem Maße durch die Analyse des formalen Aufbaus (Tonleiter, Intervallfolgen, Satzbau usw.), sondern wesentlich durch die Beschreibung von Stimmklang und Vortragsweise gewinnen.“¹⁵ Der Rechercheur wechselt die Bibliothek.

Frische Luft. In Dahlem, vorbei an der Kirche, in der Stauffenberg seine letzte Nacht verbrachte, ins Institut für Vergleichende Musikwissenschaft. Dort findet er im Nachlass Schneiders einige Sonderdrucke. Wieder Friedrich Blume. Diesmal in Fraktur: *Musik und Rasse*. Darüber mit Bleistift: Herzlicher Gruß Ihr B. 11. 9. 38. Der Detektiv bekommt zu tun: „Wer weiß, ob nicht gerade im Klangideal, das zu seiner Verwirklichung des lebenden Menschen bedarf, ob nicht in der Art des Singens mehr als in Tonverhältnissen und Melodiebildungen die Rasse sich manifestiert?“¹⁶ Klingt bekannt. Der Gruß an Schneider wird doch etwas schal, wenn man weiterliest unter dem Kapitel „Die orientalische Invasion“: „Die Frage, bei welchem Volke die einzelnen Gesänge entstanden, wann und wo sie verbreitet waren, bedarf dringend der Klärung. Die Frage, was überhaupt orientalischer Import gewesen ist und wie weit er sich in den mittelalterlichen Melodienbestand hinein erstreckt, wird die Vergleichende Musikwissenschaft im Laufe der

¹⁴ F. Blume, *Das Rasseproblem in der Musik*, Wolfenbüttel 1939, S. 21f.

¹⁵ *Lehrbuch der Völkerkunde*, Hrsg. R. Thurnwald, Berlin 1939, S. 139.

¹⁶ F. Blume, *Musik und Rasse*, Kiel 1938, als Sonderdruck im Nachlass M.S. (Inst. für Vergl. Musikwissenschaft, FU Berlin), S. 2.

Zeit gewiß beantworten können.“¹⁷ Der Gruß an Schneider ist also auch als Aufforderung zu verstehen, in welche Richtung zu forschen ist. Wie zu erfahren war, tat Schneider dies bereits. Blume legt noch einen Zack zu: „Sollte der germanische Geist sich fünf und mehr Jahrhunderte hindurch in die spanischen Stiefel einer orientalischen Musikdressur haben einschnüren lassen?“¹⁷ Wie Schneider in seinem ‚influjo‘ Text schrieb, ist dies abgewandt worden. Schließlich taucht bei Blume die ‚Gregorianik -Frage auf, wird aber nicht beantwortet.

Der Rechercheur stöbert weiter. Im Staatlichen Institut für Musikforschung wird ihm eine Schrift von Fellerer aus dem Keller geholt: *Deutsche Gregorianik im Frankenreich* (1940). Im Vorwort ist zu lesen: „Eine Topographie der ‚gregorianischen Gesänge‘ ist eine Erfordernis. Sie liefert in Verbindung mit der Volksmusik wesentliche Grundlagen zur Kenntnis des Rasseproblems in der Musik.“¹⁸ Weiterhin taucht ein Hinweis auf eine Schrift auf, die vom SS-Ahnenerbe gefördert wurde, aber wegen Papierknappheit nicht zustande kam: „Ewald Jammers. Die völkische Zugehörigkeit des gregorianischen Chorals.“ Herausgeber sollte wieder F. Blume sein, in den Schriften zur musikalischen Volks- und Rassenkunde, wieder Kallmeyer Verlag. Das Buch von Jammers wurde als Schlüsselproblem der Musikforschung bezeichnet: „Die ältere, im wesentlichen von der Forschung der katholischen Kirche verbreitete Anschauung, daß der sogenannte ‚gregorianische‘ Choral als Fremdkörper in Europa eingeführt worden sei und die musikalische Produktion der germanischen Völker maßgebend beeinflusst habe, wird widerlegt und gezeigt, daß aus eigener Schaffenskraft die fremdrassige sogenannte Gregorianik überwunden wird.“¹⁹ Halt! Da ist nun doch eine Kluft zu Schneider. Hat er nicht in einer Zeitschrift *Der katholische Gedanke* (1936) über den gregorianischen Choral geschrieben? Dies soll Unmut in Parteikreisen erweckt haben, die darauf seine Mitarbeit an Bückens Handbuch im Athenaion Verlag verhinderten. Beim Lesen dieses Texts fällt die völlig andere Sprachdiktation auf, viel milder, detailbezogener ist der Duktus. Bedenkt man das Jahr 1936, liegen drei Jahre zwischen diesem Text und dem schneidenden Wind der anderen Texte. Ein Indiz für den Klimawechsel oder Gesinnungswechsel? Dies zu bestimmen, obliegt nun dem zwischen Sympathie und Antipathie hin und her Schwankenden. Im Text *Vom gregorianischen Choral* spricht jedenfalls eine sympathische Stimme: „Als Haupteigenschaft des gregorianischen Chorals möchte man das wundersame Maßhalten aufführen. Nicht umsonst haben viele alte Theoretiker die Etymologie für *modus in moderari* gesucht. Der Choral kennt unzählige Mittel des Ausdrucks, aber er wendet sie nur mit großer Zurückhaltung und strenger *discretio* an. Wer bis in die Mitte des gregorianischen Wesens vorstößt, der weiß, daß

¹⁷ Ebenda, S. 10.

¹⁸ K. G. Fellerer, *Deutsche Gregorianik im Frankenreich*, Regensburg 1941, S. 7.

¹⁹ Bundesarchiv, BArch NS 21/220.

dort die Varianten des musikalischen Ausdrucks mit der Genauigkeit eines Seismographen gemessen werden.“²⁰ Dieser Text läßt sich geradezu als Gegenformulierung zu denen von Blume und Jammers lesen.

3

Etwas konsterniert ist nun unser Rechercheur schon. Er sollte die Aussagen von Schneider zu seinen Schwierigkeiten während der NS-Zeit ernst nehmen. Nun steht in MGG, daß seine Habilitation abgelehnt wurde. Die Akte zur Habilitation liegt im Archiv der Humboldt Universität, früher Friedrich Wilhelm-Universität Berlin. Dort findet sich auch das Schreiben der Dozentschaft an den Dekan der Philosophischen Fakultät vom 7. 9. 1936: „Ich muß im Einvernehmen mit dem Vertreter des NS-Dozentenbundes die Habilitation des Dr. Marianus Schneider völlig ablehnen. Wie schon seine nationale Zuverlässigkeit in Frage gezogen wird, so gehört er auch heute noch zu den ausgesprochenen Gegnern des Nationalsozialismus. Auf Grund dieser Tatsache sehen sich alte Parteigenossen gezwungen, jeden Verkehr mit ihm abzuberechnen. Weder charakterlich noch wissenschaftlich ist ein günstiger Einfluß auf die Studenten von seiner Seite zu erwarten, da auch wissenschaftlich ihm eine völkische deutsche Fragestellung völlig fern liegt. H.H. Erh. Lautd“²¹. Das Antwortschreiben von Schneider ist ziemlich frech, Berlin Nikolassee, Rehwiese 13, 30. 10. 1936: „Eure Spektabilität! An und für sich glaube ich, meiner an und für sich (auch heute noch bestehenden) persönlichen Uninteressiertheit, an der Fakultät zu dozieren, dadurch genügend Ausdruck gegeben zu haben, daß ich mich während der zweieinhalb Jahre, in denen meine Arbeit an der Fakultät lag, überhaupt nicht darum gekümmert habe. Maßgebende Stellen der Berliner Musikwissenschaft sind aber der Meinung, daß mein Fach endlich wieder ernstlich vertreten sein soll, und daß ich deswegen in keinem Fall der Aufforderung der Fakultät folgen darf, zumal allen Parteien, die traurigen - persönlichen und unwissenschaftlichen - Hintergründe dieser Angelegenheit bekannt sind. So bin ich gezwungen, die Regelung in andere Hände zu übergeben. [...] H.H. Schneider.“²² Die Drohung zum Schluß ist rätselhaft. In welche Hände wird Schneider die Angelegenheit übergeben haben? Die Hintergründe der Ablehnung liegen im Amt Rosenberg, das ihn anscheinend beobachtete. Auf Anfrage beim Bundesarchiv wurde dem geduldig wartenden Rechercheur auch der einzig auffindbare Brief über Schneider vorgelegt, eine Anfrage des Amtes Rosenberg, Hauptstelle Kulturpolitisches Archiv Dr. Gk./Fl. vom 25. 10. 1939, an das Sicherheitshauptamt: „Wir benötigen dringend eine weltanschauliche und kulturpolitische Beurteilung des Musikwissenschaftlers Dr.

²⁰ M.S., *Vom gregorianischen Choral*, *Der Katholische Gedanke* 10, 1936, S. 132.

²¹ Humboldt-Universität zu Berlin, Archiv, Phil. Fak. 1366, Bl. 17.

²² Ebenda, Phil. Fak. 1366, Bl. 19V, Bl. 19R.

Marius Schneider, der der Leiter des dem Berliner Museum für Völkerkunde angegliederten Phonogramm-Archivs ist. Dr. Schneider steht im Verdacht, streng konfessionell katholisch gebunden zu sein und entsprechende Tendenzen auch in seine wissenschaftliche Arbeit hineinzutragen. Es wäre wertvoll, Feststellungen darüber zu erhalten, wie weit sich eine solche Haltung im Privatleben von Schneider dokumentiert, der unseren Informationen zufolge weder Parteigenosse ist noch einer Gliederung angehört. Das von ihm geleitete Phonogramm-Archiv soll bezeichnender Weise von ‚christlichen Missionen‘, besonders katholischen ‚Forschungsreisenden‘ Unterstützung erfahren. Es ist anzunehmen, daß diese Querverbindung nur aufgrund der röm.-kirchlichen Bindungen Schneiders zustande gekommen sind. H.H. Reichshauptstellenleiter Gk.“²³ Das Kürzel Dr. Gk dürfte Gerigk sein, dessen Name im Katalog *Entartete Musik* (Hrsg. A. Dümling, P. Girth, Neuss 1994) öfters auftaucht. Die Anfrage von Dr. Gerigk zeichnet ein plastisches Bild des Standorts von Schneider um 1939.

Warum hat man ihn im Phonogramm-Archiv, das damals im Magazin der Staatlichen Museen in Dahlem untergebracht war, beobachtet? Diese und andere Fragen bewegen den neugierigen Rechercheur, im heutigen Phonogramm-Archiv zu recherchieren. Nach anfänglicher Zurückhaltung der Mitarbeiter und Irritiertheit über die Motivation des Vorsprechenden wurde schließlich Einsicht in die Arbeit Schneiders von 1933 bis 1944 gewährt. Vorher durften noch die Akten den Wechsel von Hornbostels zu Schneider betreffend, im Archiv der Musikhochschule, jetzt Universität der Künste, studiert werden, wo der Rechercheur seiner eigentlichen Arbeit, dem Kompositionsunterricht, nachzugehen hätte. Aus der Lektüre der Hochschulkorrespondenz in den Jahren 1930-1933 geht genau hervor, wie von Hornbostel sein Amt an Schneider ‚übergab‘. Der Leiter des Phonogramm-Archivs, Erich von Hornbostel, schrieb zunächst am 13. 10. 1931 an den Direktor der Musikhochschule Georg Schünemann: „Sehr verehrter Herr Professor, mein Zustand, der schon seit längerer Zeit viel zu wünschen übrig läßt, hat sich in den letzten Tagen akut so verschlimmert, daß der Arzt eine absolute Ausspannung für unumgänglich hält. Ich muß Sie also für diesen Winter um Urlaub bitten und bitte Sie, das beiliegende Gesuch nebst ärztlichem Attest mit Ihrer Befürwortung an den Herrn Minister weiterzureichen. Ich werde natürlich auch während des Urlaubs die Angelegenheiten und Korrespondenzen des Archivs soweit wie möglich selbst weiterführen. Außerdem habe ich Herrn Dr. M. Schneider, Zehlendorf, Forststr. 19, der sich schon im letzten Jahr in die Verwaltungsgeschäfte eingearbeitet hat, gebeten mich zu vertreten und für alle vorkommenden Fälle genau instruiert. Ihr sehr ergebener Hornbostel.“²⁴ Die Rückantwort vom 22. 10. 1931 genehmigte einen halbjährigen Urlaub. Es dürfen aber für Herrn Dr.

²³ Bundesarchiv, BArch NS 15/35, Bl. 179.

²⁴ HdK-Archiv, Bestand 1, Nr. 2621, 2 Bl., 13.10.1931, von Hornbostel.

Schneider keine Vertretungskosten entstehen. Am 21. 12. 1931 folgt ein Brief des Ministeriums, daß für die Zeit seiner Erkrankung keine Bezüge gezahlt werden können, jedoch sein Gehalt bis zur Wiedergenesung den Privatgelehrten Dr. Schneider gezahlt werden kann. Daraufhin stellt von Hornbostel am 12. 1. 1932 aus Zürich-Kilchberg einen Antrag: „Daß Dr. Schneider, der schon seit Oktober die ganzen Archivangelegenheiten erledigt, möglichst mein ganzes bisheriges Gehalt, und zwar vom 28. 12. 31 an, bekommt.“²⁵ Zwischen 18. 2. und 24. 3. 1932 schreibt Dr. Schneider an den Direktor Dr. Schünemann: „Zu den ‚Richtlinien‘ des Archivs wäre Folgendes zu sagen. Es wird versucht, die Sammlung in geographischer, oder besser, in ethnologischer Hinsicht möglichst vollständig zu gestalten. Dabei ist Afrika wohl am besten vertreten, dann die Südsee, Asien sehr ungleichmäßig, Amerika nur mit wenigen, aber ziemlich umfangreichen Sammlungen. Dazu kommen allerdings die großen Reihen, die die amerikanischen Universitäten bei uns im Depot haben. Europa ist schlecht vertreten. Ich dränge schon lange darauf, daß man Volksliedforschung mit dem Phonographen treibt, habe auch zu Semesterschluß im Seminar der Universität einen Anschlag gemacht, um die Studenten zum Mitarbeiten aufzufordern - bisher ohne Erfolg. Vielleicht wäre die Hochschule dazu geeigneter! Die größte Aufmerksamkeit gilt den Primitivvölkern (wertvoll ist der Zuwachs an Pygmäenaufnahmen aus Malaka und Kongogebiet), und dem Rassengewinn Melanesiens und Mikronesiens. Hauptaufgabe ist Erkenntnis von Rassenverwandtschaften. Ferner werden mehrstimmige Walzen jeder Rasse mit besonderem Fleiß gesammelt. Als Privatvergnügen gewissermaßen versuche ich nun auch Typenreihen zu vervollständigen, sei es in Form von Ratschlägen an die Ethnologen, sei es in Form des Katalogisierens des vorhandenen Materials. In Afrika bin ich schon ziemlich weit gekommen. Speziell die afrikanische Mehrstimmigkeit habe ich untersucht und hoffe sie auch einmal an den Mann bringen zu können.“²⁶ Dieser Brief ist wichtig, da er während der Abwesenheit von Hornbostel ein eigenes umfassendes Konzept für die weitere Gestaltung des Archivs vorlegt. Die darin entwickelten Gedanken decken sich ganz erstaunlich mit den aus den Schriften ablesbaren Tendenzen, die der Katalogisierung nach Rasseverwandtschaften und der Ausdehnung auf Volksliedforschung, was die Aufgabe des Lautarchivs unter Dr. Bose wurde. Schneider hat zwei Untersuchungen dazu veröffentlicht: *Volksdeutsche Lieder aus Argentinien* (1939) und *Canconiero popular de la provincia de Madrid* (1951/52). Die Urlaubsvertretung nutzte Schneider sehr eifrig.

Die politische Situation in Berlin spitzte sich zu. Am 30. Januar 1933 legte Hindenburg die Regierungsbildung in Hitlers Hände. Auf den Straßen wurde gejubelt. Juden und links-

²⁵ Ebenda, Nr. 2621, 1 Bl., 12.1.1932, von Hornbostel.

²⁶ HdK-Archiv, Bestand 1, Nr. 2620, 2 Bl., Feb./März 1932, Schneider.

gerichtete Bürger zitterten um ihre Zukunft. Die Fragebögen zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wurden ausgeteilt. Erich von Hornbostel füllte ihn korrekt aus und schrieb bei der Konfession seiner Mutter „mosaisch“. Dies wurde rot umkreist, was indizierte, daß er entlassen wurde. Am 12. 4. 1933 meldete die Musikhochschule erneut die Erkrankung von Hornbostels: „Der Leiter des Phonogramm-Archivs Dr. von Hornbostel ist nach anliegender Anzeige an einem Lungen-spitzenkatarrh erkrankt. Seinen Dienst hat er zuletzt am 31. 3. 1933 wahrgenommen.“²⁷ Von Hornbostel schreibt aus Zürich am 17. 4. 1933: „Sehr verehrter Herr Amtmann, es ist mir schrecklich leid, daß der mir ärztlich plötzlich verordnete Urlaub Ihnen (wie Dr. Schneider schreibt) Sorgen macht. Freilich weiß ich nicht recht, was Sie so beunruhigt; denn es ist ja nicht wesentlich anders als im Winter 31/32, wo sich doch gezeigt hat, daß die Vertretung durch Dr. Schneider ganz gut geht, wenn ich ihn dauernd mit den nötigen Direktiven versee, was ich natürlich auch diesmal tun werde. Meine Gehälter habe ich, wie damals, an Dr. Schneiders Adresse erbeten (sowohl von der Universität, die den Urlaub bereits bewilligt hat, wie von der Akademie) [...] Briefe erreichen mich zunächst unter obiger Adresse, dann immer pr. adr. Professor Handschin, Zürich 1, Schlüsselgasse 18. Was mir die größte Sorge macht, ist daß das Archiv zu etwas Geld kommt. Und hier sehe ich keine andere Möglichkeit als den Verkauf von Plattenkopien. [...] Mehrere Bestellungen aus Amerika liegen ja schon vor (Chavez, Cowell). Mit allen guten Wünschen und vielen Dank für Ihre Teilnahme und Fürsorge, Ihr sehr ergebener E. v. Hornbostel“²⁸. Das Gehalt der Musikhochschule an von Hornbostel war gerade 392,48 Reichsmark. Von Hornbostel finanzierte zahlreiche Phonogramme aus eigener Tasche, er war ein Wiener Grandseigneur. Der neue Direktor Professor Fritz Stein - Schünemann war als der SPD Nahestehender ebenfalls ausgeschieden - versuchte in einem Schreiben an das Ministerium vom 9. 6. 1933, die hohen Verdienste von Hornbostels herauszustellen. Dies um ihn im Amt zu halten, nachdem am 27. 5. 1933 das Kündigungsschreiben vom Ministerium ausgestellt worden war. Am 15. 7. 1933 schrieb von Hornbostel erneut an die Musikhochschule, um den Zahlungsstop aufzuheben: „Sehr geehrter Herr Professor, in der Annahme, daß die in Ihrem Schreiben vom 10. Juni angezeigte Zahlungseinstellung sich bloß auf meinen Krankenurlaub bezieht, melde ich mich ordnungsgemäß als wieder hergestellt und arbeitsfähig. Die mir im Kündigungsschreiben vom 27. Mai 1933 zustehenden weiteren Gebühren bitte ich wie bisher meinem Vertreter, Herrn Dr. Marius Schneider überweisen zu lassen. [...]“²⁹ Am 25. 7. 1933 antwortet Professor Stein: „Ihr gefälliges Schreiben vom 15. 7. 1933 durch das Sie ihre Wiederherstellung und Arbeitsfähigkeit mitteilen, hat mich erfreut. In Verfolg der Genesung werden Sie den Dienst im Phonogramm-

²⁷ Ebenda, Nr. 2620, 1 Bl., 12.4.1933, Hochschule für Musik.

²⁸ Ebenda, Nr. 2620, 2 Bl., 17.4.1933, von Hornbostel.

²⁹ Ebenda, Nr. 2620, 1 Bl., 15.7.1933, von Hornbostel.

Archiv in Berlin nunmehr aufnehmen müssen, wenn Sie in den Genuß Ihres Gehaltes kommen wollen. [...]“³⁰ Am 13. 8. 1933 antwortet wiederum von Hornbostel: „Haben Sie besten Dank für Ihr freundliches Schreiben vom 25. Juli. Die Frage hat sich inzwischen dadurch erledigt, daß ich als Gastprofessor nach New York eingeladen worden bin. [...] Ich hoffe auch, daß die Frage des Phonogramm-Archivs, über die mich Herr Geheimrat Stumpf unterrichtet hat, bald eine für alle Teile und auch für die Zukunft der Sammlung befriedigende Lösung findet. [...]“³¹

Das am 11. 7. 1933 verfaßte Memorandum von Professor Carl Stumpf, der im September 1900 die ersten Phonogramm-Aufnahmen machte, zeugt von einer charakterlichen Integrität, die eine Neustrukturierung des Phonogramm-Archivs nach von Hornbostels Entlassung und Übersiedlung nach New York gut geregelt hätte: „Es würde mir daher als der einfachste Ausweg erscheinen, das Archiv Herrn v. Hornbostel und mir, deren persönliches Eigentum es nach Ansicht der juristischen Sachverständigen des Kultusministeriums vor der Überlassung an den Staat gewesen ist, wieder zurückzugeben. Ich würde auf meinen Anspruch verzichten, da meine Leistungen sich auf die Grundlegung, die Propaganda und die Beitreibung von Geldmitteln beschränkten. Durch die Rückgabe des Archivs würde Herrn v. Hornbostel die weitere wissenschaftliche Tätigkeit und eventuell - falls nämlich die vorläufige Beurlaubung in Entlassung aus dem Staatsdienste übergehen sollte - die Gewinnung einer neuen Lebensstellung erleichtert werden.“³² Der neue Direktor des Phonogramm-Archivs wurde Schneider und zwar zum 1. Juli 1933, seinem 30. Geburtstag. Erich von Hornbostel schied zum 30. 9. 1933 endgültig aus. Aus New York kam nun die Anfrage, die Phonogramme, die von Hornbostel erworben hatte, an ihn zurückzuschicken. In New York entwickelte von Hornbostel Pläne zum Aufbau eines Instituts für Vergleichende Musikwissenschaft. Erich Stockmann berichtet in seinem Vorwort zu der vergriffenen Aufsatzsammlung *Erich Moritz von Hornbostel. Tonart und Ethos* (Reclam Leipzig, 1986): „Man dachte sogar daran, das Berliner Phonogramm-Archiv durch Kauf zu erwerben. Die in diesen ersten Jahren der Nazi Herrschaft in Deutschland vom Vorstand der GVM Gesellschaft für Vergleichende Musikwissenschaft und dem Herausgeber der Zeitschrift gefaßten Beschlüsse und mutigen Handlungen sind ebenfalls nur zu verstehen, wenn man sich Hornbostel als Ratgeber und Vermittler in New York vorstellt. So erklärte man auf einer Generalversammlung 1933 in Berlin die Mitglieder der im gleichen Jahr gegründeten ‚American Society for Comparative Musicology‘ (ASCM) kurzerhand auch für Mitglieder der deutschen GVM und wählte Charles Seeger, den Präsidenten der ASCM, zum stellvertretenden Vorsitzenden. Im Handstreich hatte man damit die GVM in eine internationale Gesellschaft umgewandelt und durfte

³⁰ Ebenda, Nr. 2620, 1 Bl., 25.7.1933, Hochschule für Musik.

³¹ Ebenda, Nr. 2620, 1 Bl., 13.8.1933, von Hornbostel.

³² Ebenda, Nr., 2620, 4 Bl., 11.7.1933, Carl Stumpf (Memorandum).

hoffen, diese dem Zugriff der Nazi noch einige Zeit zu entziehen. Doch verlor Johannes Wolf schon 1934 seinen Posten als Direktor der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek und Robert Lachmann mußte 1935 nach Israel emigrieren. Als Wolf keine Möglichkeiten mehr sah, die GVM und ihre Zeitschrift fortzusetzen, erklärte er in einem Brief vom 24. 9. 1935 an Charles Seeger: „Da Sie stellvertretender Vorsitzender der GVM sind, wechselt die Gesellschaft automatisch von Berlin nach New York, und ich habe Ihnen nur noch die notwendigen Unterlagen für die weitere Organisation der Gesellschaft zu übermitteln.“ [...] Von Hornbostel verließ New York noch 1935, da er das Klima nicht vertrug, und verbrachte seine letzten Lebensmonate in England. Er starb am 28. 11. 1935 in Cambridge. Im letzten Jahrgang der ‚Zeitschrift für vergleichende Musikwissenschaft‘, der 1935 noch in Nazi-deutschland erschien, wurde sein Tod auf einer ganzseitigen Anzeige bekannt gemacht.“³³

Schneider war von dem Vorschlag Carl Stumpfs überhaupt nicht begeistert. Auch auf die Anfrage aus New York reagierte er abweisend. In einem Brief an den Missionar Reverend Steytler vom 8. 10. 1933, der von Hornbostel bis vor kurzem mit Phonogrammen versorgte, wies Schneider darauf hin, daß die Phonogramme seit der Übergabe an den Staat 1922 auch in dessen Besitz verbleiben – dies im Gegensatz zu Carl Stumpfs Vorschlag – und daß der weitere Phonogrammversand ab sofort direkt mit ihm verhandelt wird. Am 1. April 1934 wurde das Phonogramm-Archiv nach Dahlem in das Magazin der Staatlichen Museen Arnimallee verlagert, wo es bis heute verblieben ist. Das Völkerkundemuseum befand sich in der Albrechtsraße, Untermieter war übrigens die Gestapo. Vor dem Umzug am 17. 2. 1934 legte Schneider noch einen Bericht des Phonogramm-Archivs vor, der genau beschreibt, wie die Anspruchsteller abgewiesen und klar Schiff gemacht wurde. Schade, daß den Studenten der Musikhochschule so die Möglichkeit genommen wurde, sich mehr der Transkription von Phonogrammen zu widmen. Auch Carl Stumpf bemängelte in seinem Memorandum von 1933 bereits, „daß sich die Zuteilung des Archivs zur Hochschule für Musik nicht bewährt hat, da die Hochschüler nicht die Zeit und das Interesse für ethnologisch-musikalische Studien aufzubringen pflegen.“³⁴

In der Verstecktheit der neuen Adresse konnte Schneider andererseits auch seine vielen Kontakte zu Missionsstationen, die ja die Lieferanten der Phonogramme waren, ausbauen. Wie zu lesen war, wurde seine Arbeit auch in der Arnimallee zunehmend beobachtet. Eine Seitenbemerkung in diesem Zusammenhang sei erlaubt. Die objektive Sicht, die sich der Rechercheur solange wie möglich wahren möchte, erfordert auch, darüber nachzu-

³³ Erich Moritz von Hornbostel, *Tonart und Ethos*, Hrsg. C. Kaden und E. Stockmann, Leipzig 1986, S. 19f.

³⁴ HdK-Archiv, Bestand 1, Nr. 2621, 4 Bl., 17.2.1934, Schneider (Bericht).

denken, ob den neuen Machthabern der Verkauf und damit die Auflösung und eine Verlagerung des Archivs nach New York vielleicht ganz recht gewesen wäre. Den weiteren Werdegang des Phonogramm-Archivs unter neuer Ägide möchte der Rechercheur nun vor Ort erkunden. Der erste Besuch zusammen mit dem Philosophen Hannes Böhringer, den er als Ratgeber bitter nötig hatte, verlief mehr als enttäuschend. Nachdem sie sich durch die Gänge des Völkerkundemuseums hochgewunden hatten, erfuhren sie, daß Schneider auf der Liste der Kriegsverbrecher gestanden haben soll und so, um Akteneinsicht zu bekommen, erstmal eine schriftliche Eingabe vorliegen müsse. Sich wieder hinabwindend, durch die Pforte einmal um das Museum kreisend, versuchten die zwei Skeptiker erstmal mit den zwei Neuigkeiten fertig zu werden. Hannes meinte, welche Ängste doch im Spiel sein müssen, um einerseits eine Ungeheuerlichkeit wie die eben Gehörte und zugleich den verstellten Zugang mitzuteilen. Man beruhigte sich damit, daß, um auf einer solchen Liste zu stehen, es auch genüge, Hitlerreden ins Französische zu übersetzen und über den Rhein zu senden, wie es ein Freiburger Romanist tat.

Die Phonogramm-Archiv-Leiterin deutete auch an, daß dies ein denkbar ungeeigneter Zeitpunkt für eine Recherche sei, da sich das Museum in einer Neustrukturierung und das Fach der Vergleichenden Musikwissenschaft im rasanten Abbau befände. Nachdem vor kurzem das "Internationale Institut für Traditionelle Musik" (IITM) hatte schließen müssen, sei die Situation für außereuropäische Musik in Berlin sehr schlecht bestellt. Der Weltmusiker Peter Pannke, kurz vor einer Usbekistanreise, lud zur Farewell-Party ein und gab dem im Räucherduft schwelgenden Rechercheur einige Fakten mit: Nach der „Liquidierung“ (O-Ton Berliner Senat) des von Alain Daniélou 1963 gegründeten Instituts drohen auch andere Institute dieser Fachrichtung ins Aus zu geraten. Die Bilanz zu Anfang des Jahres 1998 sieht so aus, daß das einzigartige Archiv des „liquidierten“ IITM als Dauerleihgabe samt Professor Baumann an die Universität Bamberg gegeben wurde. Die Lehrstühle an den Forschungsinstituten der Berliner Universitäten wurden, nach der plötzlichen Abwicklung von Professor Elsner aus der Humboldt-Universität und dem plötzlichen Tod von Professor Kuckertz an der Freien Universität, nicht mehr besetzt. Und zu allem Überfluß wurde zu Beginn dieses Jahres auch noch die musikethnologische Abteilung des Völkerkundemuseums mit dem Phonogramm-Archiv als eigenständige Abteilung aufgelöst. Der Versuch Professor Artur Simons, des Leiters der Abteilung, die einzigartige Musikinstrumentensammlung der Instrumentensammlung des Staatlichen Instituts für Musikforschung (SIM) einzuverleiben, scheiterte auf zwei Ebenen. Das SIM fühlte sich nur bis zum Mittelmeer zuständig, und das Völkerkundemuseum wollte die Sammlung nicht loslassen. Immerhin ist sie nun endlich dem Publikum zugänglich. Dr. Simon hatte während der Querelen einen schweren Autounfall,

und so konnte ihm der nach seinem Wohlbefinden fragende Rechercheur nur mühsam etwas über Schneider entlocken. Wortfetzen im Telefonnetz. Eine verblüffende Hypothese war schließlich die, Schneider hätte selbst die Angst geäußert, auf einer Suchliste zu sein. Ein Gerücht im Phonogramm-Archiv in die Welt gesetzt, begleitete nun Schneider wie ein Schatten.

Nun wird unser Rechercheur auch noch zum Kriminologen. Seine Studenten bekommen unterdessen Vorträge über chinesische Musik in der musikethnologischen Sammlung von Frau Dr. Irmeler geboten, er kann dann nebenan in den Akten lesen. Der Zugang ist ihm auf Einspruch seines Hochschularchivs nun endlich gewährt worden. Die Briefe, seit Schneider zum Leiter des Phonogramm-Archivs ernannt wurde, interessieren. Da fallen zuerst viele Briefe über pekuniäre Probleme auf. Die Zahlung kleinster Summen wird eingefordert oder angeboten, Zeichen dafür, daß Geld knapp war und sehr pingelig abgerechnet wurde. Dann ist der Briefwechsel mit zahlreichen Missionsstationen, die Wachrollen aus Südafrika, Polynesien, Melanesien schickten, Pater Müller aus Belgisch Kongo, Missionar Zahn, Neuendettelsau bezüglich Neuguinea, Dr. Ludwig Zöhrer lieferte Aufnahmen u.a. von Berberliedern aus Algerien, Jenö von Tákacs, ein Bartók-Schüler, Komponist und Musikethnologe, bietet seine Mitarbeit für Aufnahmen in den Philippinen an. Auch Carlos Chavez und Henry Cowell schreiben an Schneider, aber auch Kollegen bringen ihre Aufnahmen: Hickmann aus Ägypten (1935), Nadel aus Nigeria (1935), Kohl-Larsen aus Ostafrika (1934-36), Himmelheber von der Elfenbeinküste (1937), Kauffmann aus Assam (1937). Zu El-Hefney, einem Freund Lachmanns, besteht ebenfalls Kontakt. Etwas verwunderlich ist, daß von Lachmann nur ein Brief in dem Leitzordner abgeheftet ist. Wo ist Lachmanns Anfrage und Rückantwort auf den Brief vom 22. 1. 1935, der an Lachmann in Jerusalem adressiert war? Hier zeigt sich mit einem Mal die Relativität des schriftlich Erhaltenen. Die Lücke sagt oft mehr als ein Beleg. Auch von einem spitzfindigen Rechercheur ist nicht eruierbar, wann eine Brieffolge Lücken hat und wann nicht. Warum hat man diese Akten nicht geschlossen, so daß jede Entnahme durch fehlende Schnüre sichtbar wäre? Die Lücken sind also nur erahnbar. Die Annahme, Schneider hätte sich selbst bedient, ist wohl fraglich, da genug Briefe da sind, die seinen Gesinnungswandel von einem gläubigen Katholiken, wie in dem Aufsatz über den gregorianischen Choral festgestellt, zu einem pragmatischen, listigen oder sogar bewußten Mitläufer dokumentieren. Die Brieflücken könnten genauso durch andere Hand entstanden sein. Jedenfalls hat die derzeitige Leiterin des Phonogramm-Archivs, Frau Dr. Ziegler, bei Aufnahme ihrer schwierigen Arbeit die Ordner in diesem Zustand übernommen. Keinenfalls geben also die einsehbaren Dokumente ein 1:1 Bild der Haltung Schneiders wieder. Sie war wohl komplexer, als sich ablesen läßt. Aber weiter im Brieftext. Es folgt ein Briefwechsel mit Professor Bessler

über einen Kongreß in Barcelona, zu dem Higinò Anglès einlädt. Schneider erbittet Reisekosten. Die werden nicht gewährt. Er sagt ab, in letzter Minute ist doch noch Geld da. Thema des Vortrags: „Musikethnologische Kriterien zur Überschichtung von Kultur und Rasse in Afrika.“ Higinò Anglès kannte Schneider schon von der Festschrift für Johannes Wolf, Schneiders Doktorvater. Anglès fand während des spanischen Bürgerkriegs in München eine Bleibe. Schneider beglückwünscht ihn am 28. 3. 1939 und freut sich, daß er wieder in seine Heimat zurückgekommen ist. Anglès soll Schneider 1944 nach Barcelona holen. Kurt Reinhard, der in München bei Kurt Huber, der später im Widerstand der „Weißen Rose“ hingerichtet wurde, Transkriptionsübungen machte, bietet Schneider seine Forschungen zur Musik Birmas an. Schneider ist immer reserviert gegenüber Reinhard, dem späteren Leiter des Phonogramm-Archivs nach dem Krieg. So verweigert er ihm im Juli 1936 die Auswertung von Transkriptionen, die im Phonogramm-Archiv gemacht wurden. Als die Witwe des Kulturmorphologen Leo Frobenius eine Laute zum Kauf anbietet, lehnt Schneider rüde ab. Eine symbolische Geste wurde da ausgeschlagen. Dies, obwohl er regen Kontakt mit dem von Frobenius gegründeten Frankfurter Institut für Kulturmorphologie pflegte.

Wie berichtet, wurde die Ablehnung seiner Habilitation am 7. 9. 1936 verfaßt. Am 12.10.36 schreibt Schneider an Dr. Osthoff, einem späteren Kollegen: „In der Angelegenheit der Schering Festschrift schrieb ich bereits gestern an Adrio, daß ich durch die am 9. 10. für mich geschaffene Lage zunächst nicht mehr gewillt bin, an irgendwelchen Arbeiten, die mit dem musikhistorischen Betrieb an der Berliner Universität zusammenhängen, teilzunehmen. Solange die gegen mich gesponnenen persönlichen Intrigen nicht restlos aufgedeckt sind, habe ich keinerlei Interesse den Berliner Universitätskreisen in irgendeiner Art und Weise entgegenzukommen. Nehmen Sie das bitte nicht als persönliche Absage. Wäre das Verhalten der Fakultät mir gegenüber ein anderes gewesen, so hätte ich selbstverständlich meinen Beitrag gegeben. H.H.“³⁵ Ein weiterer langschwelender Konflikt - nicht der einzige - um Eigentumsverhältnisse, bei dem Jacques Handschin zu vermitteln suchte, war der mit Frau Mahler aus Zürich. Es ging um die Frage, wem die verfertigten Galvanos von Aufnahmen aus Rußland nun gehörten. Viele Eigentümer von Phonogrammen sandten ihre Aufnahmen nach Berlin, die einzige Stelle in Deutschland, die galvanisieren konnte. Der Galvaniseur Herr Quadfasel war neben Fräulein Seidel, die über die Eingänge genauestens Buchführung hielt und die Korrespondenz auch in Abwesenheit Schneiders ab 1940 in seinem Namen erledigte, der treueste Archivangestellte. Weiterblättern, die Anfragen von völkischen Gruppen werden zahlreicher. Auch zu Vorträgen vor einem Studentenbund wurde Schneider eingeladen, so zur Arbeitsgemeinschaft China.

³⁵ Phonogramm-Archiv-Akten (Acta-Phon) 1936.

Auf Empfehlung von Bessler aus Heidelberg sollte Liedgut der Kolonisten, hier der nach Argentinien ausgewanderten Russlanddeutschen zur Verfügung gestellt werden. Da gab es Überschneidungen mit den Kompetenzen des Lautarchivs und dem Bereich Quellmalz (SS-Ahnenerbe). Am 14. 7. 1938 schreibt Schneider „Eben aus dem Lager zurückgekommen.“³⁶ Gemeint ist das Schulungslager für Beamte in Bad Tölz, in dem er nach Aussagen des Feldbettnachbarn Gerstenberg mit ordengeschmücktem Pyjama und H.H.-Grüßen im Schlafsaal herumgetollt haben soll.

Am 29. 3. 1938 trudelt ein folgenreicher Brief von Dr. Drewes ein. Dieser rückte nach dem Ende der Präsidentschaft von Richard Strauss in der Reichsmusikkammer auf und war nach dem Krieg Redakteur am Nürnberger Acht-Uhr-Blatt: „Im Rahmen der Reichsmusiktage 1938 in Düsseldorf findet ein musikwissenschaftlicher Kongress statt, der sich mit den Gegenwartsaufgaben der deutschen Musikwissenschaft beschäftigen wird. Ich bitte Sie, auf dem Kongress einen Vortrag über ein zeitnahes Thema zu halten. Besonders erwünscht sind Vorträge zu dem Fragenkomplex ‚Rasse, Staat, Volk und Musik‘. Für eine baldige Zusage und Thema wäre ich dankbar. H.H. Dr. Drewes.“³⁷ Antwort am 9. 4., Schneider ist bereit. Am 26. 4. schickt Schneider sein vorläufiges Thema: „Grundsätzliches zur Rassenforschung unter besonderer Berücksichtigung der Indogermanenfrage.“ Am 10. 5. schickt Schneider den Wortlaut des Vortrags: Die indogermanische Frage. Am 3. 8. fordert Schneider sein Honorar ein. Am 16. 8. 1938 ein Brief: Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda an Schneider: „Infolge notwendiger Rückfragen hat sich die Genehmigung die für die Reichsmusiktage 1938 in Düsseldorf erforderliche Zahlung verzögert. Die Summe wird erstattet. H.H. Dr. Bierbach“³⁸. Schneider wundert sich, daß bei diesem Kongreß nur die zu Vorträgen eingeladenen Musikwissenschaftler anwesend waren und sonst ausschließlich Parteimitglieder. Am 2. 5. 1939 wird er wiederum zu den Reichsmusiktagen nach Düsseldorf eingeladen. Er bittet um die Gewährung eines entsprechenden Urlaubs beim Museum, nimmt aber am Ende doch nicht teil.

Dafür hält er einen Vortrag in Essen über Musik und Sprache: „Sprache und Musik bei den Naturvölkern“. Dieser Vortrag basiert auf seinen Forschungen mit den Ewe-Sprachen, veröffentlicht 1943/44 im Archiv für vergleichende Phonetik: „Phonetische und metrische Korrelationen bei gesprochenen und gesungenen Ewe-Texten“. Diese sachliche und fundierte Studie über die Tonsprache der Ewe setzt sich aus drei zeitlich und örtlich unterschiedlichen Quellen Ewe sprechender Afrikaner zusammen. Die dritte Quelle war eine Feldforschung ganz besonderer Art. Der Ewemann B. Folli, ein Koch in einem Berliner Nobelhotel, besuchte Schneider zu Hause An der Rehwiese 13 in

³⁶ Acta-Phon, 1938.

³⁷ Acta-Phon, 1938.

³⁸ Acta-Phon, 1938.

Berlin-Nikolassee und sprach und sang in Ewe in den Phonographen. Schneider war eher an Konservierung und Auswertung als an Feldforschung interessiert. Dies zeigt auch seine fast fetischhafte Sammelleidenschaft von Schellackplatten, deren richtige Lagerung - sie mußten auf Glas liegen - Voraussetzung für ihre Langlebigkeit war. Er sollte mehr als 2000 Schellackplatten aus dem Felde, diesmal aus dem des Krieges mitbringen, das ihm später zu Lehre und Forschung dienen sollte. So ließ er seine Schüler ausschließlich von Platten transkribieren, und so entstanden ihre Dissertationen. Ein absurdes Unterfangen, dem sich eine Wissenschaft da gegenüber sieht: ihre Einsichten ausschließlich aus billiger Kriegsbeute, wie Schellackplatten, oder von Missionaren per Schiff gelieferten Wachsrollen zu speisen. Die sofort durch Galvanisierung haltbar gemachten Objekte wurden durch Transkription, die damals lange nicht so genau sein konnten - von der temperierten Stimmung abweichende Skalen wurden zurecht gebogen -, endgültig zum falschen Schein einer tausende von Kilometern entfernt vorgefundenen Lebendigkeit. Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß 1915 vor den Toren Berlins in den Kriegsgefangenenlagern viele Phonogramm-Aufnahmen entstanden, für die nicht ins Feld gegangen werden mußte. Die Sänger waren im Feld gefaßt und interniert worden. Für dieses Projekt wurde sogar eine „Königlich Preussische Phonographische Kommission“ gegründet. Die Frage nach Tonart und Ethos darf gestellt werden. Paradox daran ist, daß die durch so merkwürdige Umstände entstandenen Dokumente oft die einzigen Zeugen einer verschwundenen Kultur geblieben sind. Ein treffliches Beispiel dafür sind die Sandsteinfresken aus Turfan, die in rüder Manier aus den Höhlen in der Wüste Taklamakan an der nördlichen Seidenstraße gebrochen wurden und jetzt, da Teile der restlichen Fragmente vor Ort durch einen neuerrichteten Staudamm vernichtet wurden, im Dahlemer Museum als die einzige Zeuge dieser Kultur erhalten sind.

4

Die methodisch fortschrittlicheren Völkerkundler, die sich die Frage nach Tonart und Ethos fundamentaler stellten, gingen zumeist ins Exil. Darunter wichtige Anthropologen wie Franz Boas, der aus Berlin schon 1886 nach Amerika ging, und Julius Lips, der aus Köln durch unendliche Querelen mit Kollegen weggeekelt, nach 1933 zuerst nach Paris, dann in die USA und schließlich 1946 nach Leipzig ging. Beide versuchten, aus der Emigration auf ihre Kollegen einzuwirken, sei es mit Tarnschriften, wie der von Boas verfaßte „Offene Brief an Herrn Professor Franz Termer, Direktor des Museums für Völkerkunde Hamburg“³⁹ von 1938, sei es mit Kollegenschelte auf antifaschistischen Kongressen in Paris, wie die von Julius Lips. Ihn beschimpfte wiederum Dr. Walter Krickeberg, der Direktor des

³⁹ „Franz Boas“ (Ausstellungskatalog), Hrsg. M. Dürr, u.a., Berlin 1992, S. 220.

Völkerkundemuseums Berlin nach 1945 in der Zeitschrift für Ethnologie 1938: „Ich empfehle [...] die Lektüre des Vorwortes, das Malinowski zu dem kürzlich erschienenen Buche eines der charakterlosesten und hetzerischsten deutschen Emigranten beigesteuert hat, des früheren Kölner Museumsleiters und Universitätslehrers Julius E. Lips („The Savage hits back“ London 1937), der ihn ausdrücklich als seinen Freund bezeichnet.“⁴⁰ Der Erfahrungsaustausch der amerikanischen Funktionalisten mit den zumeist in Deutschland verbliebenen Vertretern der Kulturkreislehre wurde bald nach 1933 unterbunden.

So ereilte auch das Phonogramm-Archiv am 28. 5. 1937 ein Brief des Staatlichen Instituts für deutsche Musikforschung, in dem „keine Genehmigung mehr für uneingeschränkte Benutzung von ausländischen und sekretierten Zeitschriften“ erteilt wurde⁴¹. Die Konflikte, die Schneider mit Berliner Kollegen hatte, zeigten sich zunehmend. Schneider wehrt sich gegen die Versuche einer Angliederung an das Institut für deutsche Musikforschung: „Ich werde gemeinsam mit dem Volksliedforscher Professor Huber, dem natürlichen Verbindungsmann zwischen vergleichender und historischer Musikwissenschaft, einen Vorschlag ausarbeiten.“ Eine weitere Bitte um Mitarbeit von Kurt Reinhard, dem Kurt Huber-Schüler, vom 17. 1. 1939, wurde von Schneider hingegen abgewimmelt: „Der Mann, der ja heute die offizielle Rolle spielt, ist Herr Professor Danckert. Ich kenne seine Berliner Adresse nicht.“⁴² Schneider war anscheinend auch auf Danckert, Autor des gewaltigen Werks *Musikwissenschaft und Kulturkreislehre* nicht gut zu sprechen. Am 17. 3. 1939 folgt die Ablehnung einer Arbeit des Sudetendeutschen Dr. Komma: „Sehr geehrter Herr Professor, Komma's Dissertation zurück. Summa Summarum keine besondere Auszeichnung.“⁴³ Schneider war, obwohl seine Habilitation abgelehnt wurde, inzwischen in einem Gremium zur Prämierung von Dissertationen zu Hitlers Geburtstag. Diesem Fachausschuß gehörten auch Schering, Schönemann, Max Schneider, Blume und Bessler an. Vor drei Jahren verweigerte Schneider ja noch die Mitarbeit zu Scherings Festschrift. Der Rechercheur muß feststellen, daß aus der persona non grata das non gestrichen werden kann, oder? Da nun Professor Bessler die Arbeit im Gegensatz zum Fachausschuß gefiel, erlaubte er sich als einziger Parteigenosse unter den Kollegen, beim Reichserziehungsministerium Einspruch für den jungen sudetendeutschen Dr. Komma zu erheben. Auch der Konflikt mit Dr. Gerigk schwelte weiter. Schneider schreibt am 2. 5. 1939 erzürnt: „Herr Dr. Gerigk hat neuerdings zu Herrn Dr. Engler, der bei mir im Phonogramm-Archiv arbeitet, geraten, künftig nicht in unserem Institut zu

⁴⁰ Zitiert aus: Hans Fischer *Völkerkunde im Nationalsozialismus*, Berlin 1990, S. 66.

⁴¹ Acta-Phon, 1937.

⁴² Acta-Phon, 1939.

⁴³ Acta-Phon, 1939.

arbeiten, weil dies unter Umständen für Dr. Engler von Nachteil sein könnte. Gleichzeitig verwies er ihn auf Professor Danckert, bei dem doch, wie Dr. Engler richtig bemerkt hat, keinerlei Arbeitsmöglichkeiten bestehen. Ich protestiere in aller Form gegen eine derartige Sabotage eines staatlichen Instituts.“⁴⁴

Der Rechercheur erinnert sich daß die Anfrage Dr. Gerigks beim Staatssicherheitshauptamt über die kirchliche Gebundenheit Schneiders, im Herbst 1939 war. Es kann aber auch nicht Schneiders Meldung eines polnischen Mitarbeiters, der als Spion verdächtigt wurde, am 27. 11. 1937 bei der Gestapo, verschwiegen werden. Wenn dem etwas selbstgerecht werdenden Rechercheur nur das Haken-Schlagen von Schneider zwischen Abgrenzung von und Einverständnis mit Kollegen klarer wäre. Und jetzt auch noch dies: Ein völlig angepaßter Bittsteller zeigt sich im Folgenden. Aber vielleicht spricht der Brief vom 9. 5. 1938 auch deshalb eine so eindeutige Sprache, da es sich um einen Antrag auf Fördermittel handelt. Wenn man weiß, daß die DFG angesichts der Präsenz des SS-Ahnenerbes längst jenseits objektiver Förderkriterien angelangt war, wird dieses „Bekennerschreiben“ wenn nicht entschuldbar, so doch relativierbar: „Nachdem mir nun die Herausarbeitung der verschiedenen Kulturtypen gelungen ist, und ich damit die Grundlagen einer ernstesten musikalischen Rassenforschung legen konnte, glaube ich mir auf Grund einer geleisteten Arbeit das Recht zu nehmen, Alarm zu schlagen (über diese Grundlagen werde ich auf den Reichsmusiktagen in Düsseldorf berichten). Ich kann es nicht zugeben, daß die Nutznießer dieser langen Vorarbeit die amerikanischen, europäischen und jüdischen Institute sein sollten nur deshalb, weil sie die Mittel haben, um auf meinen Grundlagen weiterzuarbeiten. [...] Es gibt kein Institut was, wie das unsere, Musik und Rassenforschung so eng miteinander verbindet und dadurch mehr der kulturellen Problemstellung Adolf Hitlers entspräche. Ich bin daher überzeugt, daß unser Führer, wenn er über die finanzielle Lage eines Instituts, das in so spezifischer Weise zwei wesentliche Funktionen seines Denkens pflegt, unterrichtet wäre, hierfür sofort Abhilfe einsetzen würde. Nachdem uns nun eine große einmalige Hilfe zur Rettung unserer alten indogermanischen Bestände gewährt worden ist, wird die Indogermanenfrage in den nächsten zwei Jahren eine nachhaltige Untersuchung erfahren. [...] Die großen Lücken in unserer Sammlung, insbesondere bei den indogermanischen Bauern, müssen endlich gefüllt werden. Kein sonstiges Institut darf uns den Rang ablaufen. Wenn es an meiner Einsatzbereitschaft nicht fehlt, so darf auch hier die oberste Behörde, die für die Verbreitung der Ideologie des Nationalsozialismus verantwortlich ist, nicht versagen. Wollen wir den Gedanken Adolf Hitlers auf jedem Gebiet zum Durchbruch verhelfen, so müssen unsere Mittel unbedingt erhöht werden.

⁴⁴ Acta-Phon, 1939.

[...] Es muß alles in unsere Sammelstelle für musikalische Rassenforschung gehen [...] und wer auch immer ausreist, muß erst seine Fähigkeit dazu erweisen und seine Instruktionen erhalten, damit das ziellose Arbeiten aufhört. Auf diese Weise würde es uns gelingen in Deutschland den Sammelpunkt für die ganze musikalische Rassenforschung zu schaffen.“⁴⁵ Dies reicht. Der Rechercheur schlägt die Akte zu. Ihm schwimmen die Buchstaben weg. Auf ein anderes Mal. Hinaus durch das Museums-labyrinth.

Welche oberste Behörde mag Schneider da angeschrieben haben? Es kann doch nur das SS-Ahnenerbe gemeint sein. Wie konnte solch ein Gesinnungswandel geschehen? Und wie verhalten sich die ständigen Differenzen zu Kollegen zu diesem Wandel, wenn es denn einer war. Die Drohung kommt einem in den Sinn, die Schneider auf seine Ablehnung durch den Dozentenbund aussprach: „So bin ich gezwungen, die Regelung in andere Hände zu geben.“ Diese anderen Hände, das SS-Ahnenerbe? Daß es zwischen Nazi-Organisationen Konkurrenz gab, ist bekannt, wie die des Amtes Rosenberg gegen das SS-Ahnenerbe. Trotzdem kann bei Schneider dieser Antrag aus List so formuliert worden sein. Kann Verstellung soweit gehen, um an Zuschüsse zu kommen? (Der Rechercheur weiß aus seiner Hochschulstruktur nur zu gut, daß es anscheinend zur Hauptaufgabe der Wissenschaft gehört, Geldmittel und nicht die Wahrheit aufzutreiben.) Trotzdem ist der unverblümt völkische Ton nicht nachvollziehbar. Zuhause findet der zwischen pragmatischem und fundamentalistischem Handeln Nachdenkende noch zwei Briefe. Einen von Dr. Lothar Pützstück, der eine Monografie über Julius Lips geschrieben hat (*Symphonie in moll*, Pfaffenweiler 1995), deren Lektüre dem Rechercheur dringendst empfohlen wurde, da Schneider dort öfters zitiert wäre. Der Insidertip ließ Schlimmes befürchten. Das Buch wurde ausgeliehen. Doch siehe da: Schneider ist darin nur auf zwei aufeinanderfolgenden Seiten erwähnt. Auf der einen Seite 301, letztes Wort: Marius, auf der folgenden Seite 302 erstes Wort: Schneider. Dies im Zusammenhang mit einem Vortrag, zu dem er am 1. 2. 1939 nach Köln eingeladen war: „Die Stellung der Musik in der Kultur der Naturvölker, insbesondere über die musikalischen Ausdrucksmittel“. Aller Wahrscheinlichkeit nach im Hörsaal des Rautenstrauch-Joest-Museums präsentierte Schneider dazu entsprechende Schallplatten-Beispiele. Neben diesem harmlosen Eintrag steht da noch ein verwirrender Hinweis: Obersturmführer Schneider Seite 328. Vielleicht ist Hans Ernst Schneider gemeint, der im SS-Ahnenerbe über den germanischen Schwertertanz forschte und als SS-Mann verantwortlich für die Lieferung medizinischen Geräts für Versuche an Häftlingen in Konzentrationslagern gewesen sein soll. Sinnigerweise wählte er nach dem Krieg das Pseudonym Hans Schwerte und gelangte so zu einem Rektorposten an der

⁴⁵ Museum für Völkerkunde, Akte Phonogramm-Archiv, 1938.

Technischen Hochschule Aachen. (A. Cowell: „Unmaskings: Is That Herr Professor or Hauptsturmführer?“ The New York Times, 4. 6. 1995). Pützstück berichtet den Besorgten, es muß Sievers nicht Schneider heißen. Sievers war aber ebenso eine hohe Charge im SS-Ahnenerbe. In Waischenfeld, in der Fränkischen Schweiz nicht unweit, wo der Rechercheur seine Sommerferien verbringt, erinnert man sich heute noch an das zum Ende des Kriegs aus Berlin ausgelagerte SS-Ahnenerbe, und einer der Bewohner fischt noch mit Sievers Boot.

Nun liegt Pützstücks Brief ein Dokument bei, in dem Schneider bei dieser Behörde um Geld für die Anschaffung eines AEG Magnetophongerätes bittet: „22. Juni 1939. Betr. Musikaufnahmen zwecks musikalischer Rasseforschung. Da die menschliche Stimmklangfarbe ebenso wie der gesamte Bewegungsverlauf des Singens in hohem Maße spezifisch und erblich sind, so wird die wissenschaftliche Bearbeitung der musikalischen Klangphänomene einen wesentlichen Zweig der Rassenforschung bilden können. Deshalb wäre es sehr wünschenswert, wenn in Zukunft bei Expeditionen auch Musikaufnahmen gemacht würden und zwar möglichst so, daß das Aufnahmeprogramm neben der einheimischen Typenreihe eine zweite einheitliche musikalische Typenreihe enthält, die sich nur zum Teil mit der ersten decken wird. Diese zweite Typenreihe würde dadurch geschaffen werden, daß man sie erst dem betreffenden Sänger vorsingt, damit sie anschließend nachgesungen werden kann. Es würde sich bei einer derartigen Typologie herausstellen müssen, 1. inwiefern sich die verschiedenen Rassen unterscheiden, wenn sie das Gleiche tun, 2. was sie leicht und was sie schwer verstehen, bzw. ausführen können, 3. inwieweit der rein physiologische Stimm- bildungsvorgang bei den gleichen musikalischen Voraussetzungen rassenmäßig variiert. Ziel dieser Arbeit wäre ein möglichst vollständiges und einheitliches Klangrepertoire der verschiedenen Rassen zu Vergleichszwecken zu erhalten. Die Aufnahmen müssten mit einer klanglich hochwertigen Apparatur gemacht werden. Hierzu kann nur das Magnetophon der AEG beim jetzigen Stand der Dinge empfohlen werden. Es gibt zwei Geräte FT 3 Truhe RM1990 oder K 4 ein Kofferapparat, der klanglich unvergleichlich bessere Resultate gibt und in drei Teile zerlegt ist zu je 57, 18 und 8 kg. Er kostet allerdings 3560 RM. Da dieser letzte Apparat viel transportabler und technisch besser ist und überdies zu einem Dauergebrauch bestimmt wäre, so erscheint er mir doch als der letzthin geeignete. Schneider befürwortend vorgelegt Professor Dr. W. Krickeberg. Angeheftet: SS-Hauptsturmführer Kiss. Urschriftlich m.d.B.u. Rückgabe dem Ahnenerbe in Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Lieber Kamerad Sievers! Wegen der beiden Anträge des Professor Dr. Krickeberg bin ich im Zweifel, ob sie dem genehmigten Programm sich einfügen lassen. Ich halte sowohl den Vorschlag des Dr. Marius Schneider, mit dem allerdings recht teuren Klangapparat rassische Stimmenforschung zu treiben für beachtlich, als auch das Mitkommen eines Malers für mindestens

erwünscht. Ich bitte in diesem Ausnahmefall um Ihren Rat. H.H."⁴⁶ Bezüglich des Malers, den wohl Herr Krickeberg für ein seiner Expeditionen beantragte, fällt dem nach Gemütsaufhellung suchenden Rechercheur eine Anekdote ein, die ihm Professor Haase vor kurzem in Wien erzählte. Schneider soll über Frobenius' Reisen berichtet haben: Weil dieser wollte, daß die Araber blond waren, brachte er keinen Fotografen, sondern einen Maler mit.

5

Der Absender des anderen Briefs war Professor Dr. Marius - durchgestrichen und B. darübergeschrieben - Schneider Marquartstein. Der Witwe hatte der ungeduldige Rechercheur gleich nach seiner Rückkehr aus Israel geschrieben und um Klärung gebeten, sein Interesse an der Veröffentlichung des 2000seitigen Nachlasses einer Klangkosmogonie bekundet, aber zugleich auch bekräftigt, daß dazu das curriculum vitae Schneiders ohne die Lücken der MGG erstellt werden müsse. „Sehr geehrter Herr Professor, Ihren Brief vom 1. Mai habe ich erhalten. Ich mußte nachdenken, welches nun eigentlich Ihr Anliegen sei. Telefonisch sprachen Sie von Ihrem Interesse am Lebenswerk meines Mannes und meinten sogar zur Veröffentlichung beitragen zu können. Über den Inhalt der Vorträge, die ich Ihnen zu Ihrer Information überließ, verlieren Sie jedoch kein Wort. Was also ist Ihr Anliegen? Eine Israelin hat Ihnen in Jerusalem mitgeteilt, daß mein Mann 1935 einen Brief an Robert Lachmann mit H.H. unterschrieben hat. Haben Sie sich den Brief zeigen lassen? Wenn es nämlich ein amtliches Schreiben des Phonogramm-Archivs war, also ein Diktat an eine Sekretärin, dann wäre der ‚deutsche Gruß‘ völlig normal gewesen. H.H. hat kein Mensch geschrieben außer in ironischer Absicht. Wie naiv muß man eigentlich sein, wenn man daraus Schlüsse auf die Gesinnung eines Menschen zieht? Soviel weiß ich: mein Mann hat immer mit größter Hochachtung und voller Sympathie von Robert Lachmann gesprochen, und die Tatsache, daß er überhaupt an einen emigrierten jüdischen Kollegen schrieb, dürfte schon ein Beweis von Mut gewesen sein. Kennen Sie wenigstens den Inhalt des Briefes? - Ich weiß, daß mein Mann seinen jüdischen Freunden und Kollegen beigestanden hat, wo er nur konnte. Übrigens war er kein Parteigenosse. - Ihr Vergleich mit Heidegger ist insofern falsch, als H. einmal Nationalsozialist war. Mein Mann war als praktizierender Katholik von daher schon gefeit. Sie wissen selber, daß in diesem Umfeld der Widerstand gegen die Nazis groß war. - Seien Sie also ruhig ‚erschüttert‘. Wir haben ‚nicht mit der Vergangenheit fertig‘ zu werden, wie Sie so schön schreiben. Denn wir haben etwas riskiert: Karriere und Leben! Ich war im Zusammenhang mit der ‚Weißen Rose‘ in Haft (1943) und weiß, wovon ich rede. - Das

⁴⁶ Bundesarchiv, BDC 8260000806.

,Aufarbeiten' überlassen wir gern der jüngeren Generation, die nichts erlebt hat, aber alles ,aufarbeitet' zu Besserwisserei. Grüss Gott! Birgit Schneider. N.S. Ich habe Ihren Brief und vorstehende Antwort einem alten jüdischen Freund gezeigt. Er meinte, meine Antwort sei viel zu milde.(!)“ Das sitzt.

Dabei dachte der etwas naive Rechercheur, daß sein Brief aus einem echten Anliegen heraus formuliert war. Schätzte er bis dato doch das Werk von Schneider aus anfangs gesagten Gründen. Nur war seine Besserwisserei noch nicht mit genügend Sachkenntnis ausgestattet. Er bittet um einen Besuchstermin bei Birgit Schneider. Zugleich wird er im Institut für Völkerkunde der Münchner Universität die dort deponierte Kosmogonie von Schneider einsehen. Eineinhalb Zugstunden sind es von München nach Bernau. Dann mit dem Taxi nach Marquartstein, rechter Hand nach der Post den Berg hinauf. Nach 100 Meter Gabelung links in eine Waldkurve, 2. Weg rechts, schmiedeeisernes Tor, blaue Fensterläden. Drinnen Klavierspiel. Klingeln. Eine schlanke, bewegliche Frau Schneider öffnet und bittet gleich in den Garten, mit einem Blick über den Wiesengrund. Der neugierige Rechercheur fragt sie gleich direkt über die Vorwürfe ihrem Mann gegenüber. Sie erwähnt, daß 1958 bei einem Kongreß in Köln frühere Freunde, die inzwischen an der Columbia University unterrichteten, wie George Herzog und Paul Henry Lang, kolportierten, daß in Amerika über Schneider berichtet würde, er hätte in Belgien Judenerschießungen der SS beigewohnt. Dies wäre Unsinn, er war als Sonderführer K in Nordafrika, besaß als Elsässer außer einem perfekten Französisch Kenntnis der arabischen Sprache. Uniform fand er lächerlich. Er trommelte viel lieber mit Arabern. Seine Dienststelle wollte den Verrückten zurückschicken, wenn ihn nicht ein Oberst, der ebenfalls aus dem Elsaß stammte, geschützt hätte. Beim Rückzug aus Tunis war er einer der letzten, die das Land verließen. Zuvor war er im militärischen Abwehrdienst (MAD) und an der Befreiung Habib Bourguibas, dem späteren tunesischen Staatspräsidenten, aus einem Gefängnis in Marseille beteiligt. Den Schwiegersohn Ben Salem habe sie selbst 1957 kennengelernt, als sie in das Ferienhaus Bourguibas nach Hammamet eingeladen wurden. Außerdem organisierte Marius später in Tunis und Beirut Arbeitsgemeinschaften, um eine gemeinsame Terminologie der Mittelmeermusik zu finden. Man traf sich im deutsch-orientalischen Institut in Beirut und war einfachst untergebracht. Darauf legte er Wert: dem Staat nicht zur Last zu fallen.

Der Rechercheur versucht ganz ruhig zu bleiben, ein Heuschnupfen meldet sich. Zuviel neue Nachrichten auf einmal. Ob er denn außer in Tunesien, wo er anscheinend auch Feldforschung neben seinen militärischen Aufgaben betrieb, sonst noch vor Ort direkten Kontakt mit Musikern gehabt habe. Ja, 1935 bei den Douala (Elfenbeinküste) hätte er drei Monate die Trommelsprache gelernt. Auf die Frage, ob ihr die Differenz zu Dr.

Gerigk, der ihn observieren ließ, bekannt sei, bemerkte sie, daß Schneider Dr. Gerigk einmal aus dem anfahrenden Zug geworfen habe. Man könne sich diese Zeit garnicht mehr vorstellen. Dauernd war man von Spitzeln umgeben: „Ich habe niemals erlebt, daß diese Zeit dargestellt wurde, wie sie war; immer nur schwarz-weiß Malerei. Es gibt viele Helden, von denen niemand weiß.“ Eine Anekdote fügte sie noch an: „Nach 1945 war mein Mann erschöpft in einer Kirche in einem Beichtstuhl zusammengesunken dagesessen. Da kam ein Priester und beanstandete seine mangelnde Pietät, worauf Marius in Jähzorn geriet: 'Für Euch haben wir unseren Kopf hingehalten!'" Frau Schneider ist überzeugt von der katholisch motivierten Dissidenz ihres Mannes während der Nazizeit. Seine christliche Haltung hätte ihn auch an seiner unglücklichen ersten Ehe mit einer Berliner Verlegerstochter zu lange festhalten lassen. Die Scheidung wurde erst in Spanien ausgesprochen, drei Jahre, bevor sie ihn kennengelernt hätte. Der Priester und Musikologe Higinio Anglès, der Schneider 1944 nach Spanien holte, hätte ihr bei einem Treffen 1957 deshalb nicht die Hand gegeben. Kennengelernt hätte sie Schneider bei einem Kongreß in Bamberg 1953, wo sie Konzerte auf Cembali der Sammlung Neupert gab.

Auf die Frage nach ihrer Tätigkeit im Widerstand, winkte sie etwas ab, erzählte dann doch: „Ich war zwei Wochen in Gestapo-Haft, kurz nach der Hinrichtung der Mitglieder der ‚Weißen Rose‘. In einem Lokal nach einem Konzert, obwohl mich in der Drehtür jemand warnte, Achtung SD, ließ ich mich von einem Herrn im Anzug zu den jüngsten Vorkommnissen provozieren, zuerst: ‚Ich weiß von nichts‘, er konterte: ‚Flintenweib‘, ich: ‚Wenn Sie unter den Ihrigen solche hätten, wie die (Weiße Rose), könnten Sie sich freuen.‘ Am Nachhauseweg dachte ich noch, so ist es nun, wenn dein Leben zu Ende geht. Prompt wurde ich zur Gestapo zitiert und verhört. Ich bekam zwei Briefe von dem Schriftsteller und Künstler Ernst Penzoldt ins Gefängnis. Er ist zu dem Münchner Kulturbeauftragten Schulze-Berghoff gegangen: ‚Hören Sie, wen Sie da eingeliefert haben. Das ist unser Nachwuchs. Es gibt keine bessere Pianistin.‘ Im Gefängnis war eine Frau, die auch mit Sophie Scholl in der Zelle war. Sie arbeitete als Buchhalterin bei der Gestapo im Büro: ‚Morgen geschieht etwas mit Dir. Entweder kommst Du nach Stadelheim oder Dachau oder Du kommst raus.‘ Ein Wächter schloß die Zelle auf: ‚Packen Sie ihre Sachen. Sie werden entlassen.‘“ Birgit Schneider holte ein Portrait hervor, das Ernst Penzoldt nach ihrer Entlassung gezeichnet hat. Datum: 16. 7. 1942 „Dum spiro, spero“. Ernst Penzoldt hatte sich in die „junge Denkerin“, wie er sie nannte, unsterblich verliebt und schrieb ihr noch lange zahlreiche Bilderbriefe.

Mit Schneider lernte sie jedoch einen ganz anders gearteten Menschen kennen, der weniger an leicht ironischen literarischen Capricen interessiert war als an der Schöpfung einer großangelegten Kosmogonie, deren Entstehung Birgit Schneider

von Anfang an begleitete und deren Niederschrift, jeden Tag drei Seiten, sie besorgte. Sie faßte dieses Mammutwerk mit einigen präzisen Sätzen zusammen: „Es geht um die Rekonstruktion des alten Weltbildes aufgrund der Kenntnisse der ältesten literarischen und ikonographischen Quellen. Marius hat herausgeknobelt, daß es einmal in Urzeiten ein allgemeines Weltbild, in anthropomorpher Bezogenheit auf die Gestirne, gegeben hat. Demzufolge nehmen alle Funde aus verschiedensten Kulturen einen bestimmten Platz im Himmelszelt ein. Marius war überzeugt, daß das Astrolabium (eine stereographische Projektion des Sternhimmels, womit die Funde verschiedenster Kulturen aufeinander bezogen werden können) mit vielen Kultbildern in Übereinstimmung zu bringen ist. Wochenlang malte er, bis er die mandalahaften Bezugsnetze, fand. Kurz vor seinem Tod am 10. 7. 1982, bei einem seiner letzten Spaziergänge im Streunthal, bemerkte er, daß das schwierigste Kapitel noch fehlt: das Christentum.“ Ohne dieses fehlende Kapitel ist das Christliche an der Kosmogonie allerdings schwer auszumachen. Das Heidentum, sowieso Gegenstand der Völkerkunde, scheint ihm zentraler Forschungsgegenstand gewesen zu sein. So stimmt Frau Schneider zu, daß das in der Kosmogonie so oft beschriebene Soma-Opfer, um die Götter gnädig zu stimmen, der christlichen Kirche fern ist. Mit Kardinal Ratzinger hätte sie diese Fragen des Katholischen in der Kosmogonie einmal erörtert. Er fand wenig darin. Die ordo catholica, das Versammeln von allem unter einem Dach, taucht allerdings in dem Astrolabium-Prinzip auf, das ja die zentrale Koordinierungsmethode der Kosmogonie ist. Das Wichtigste für Marius am Katholizismus sei der Ritus, so sagt sie, und davon gibt es unzählige Beschreibungen in der Kosmogonie. Während die Gastgeberin eine Lasagne zubereitet, blickt der Rechercheur verduzt in den Wiesengrund. Ob sich die auch in der Kosmogonie festgehaltene „indogermanische Frage“ in Bezug auf das Christliche beantworten läßt, dafür gibt vielleicht der Anthropos-Herausgeber Pater Wilhelm Schmidt Aufschluß. Wo las er doch noch kürzlich, daß es um 1938 eine Auseinandersetzung zwischen Völkerkundlern gab, wobei Pater Wilhelm Schmidt von einem nationalsozialistisch gesinnten Völkerkundler vorgeworfen wurde, er betreibe „politisch-katholische Rassenforschung“⁴⁷. Wie geht das denn?

Das Essen ist vorzüglich. Es wird in einem elsässischen Steinguttopf serviert. Die Köchin schwärmt. Marius liebte die gute Küche. Er kam aus einer vornehmen Hoteliersfamilie aus Hagenau wo er am 1. Juli 1903 geboren wurde. Er stammt aus dem Hotel „Europäischer Hof“, in dem preußische Husaren logierten und der junge Marius sich über den falschen Wein, den sie zum Hasenbraten tranken, mokierte. Maupassants Novelle *Fettklößchen* - eine Lektüreempfehlung Hanns Zischlers - kommt einem in

⁴⁷ *Entgegnung auf die Besprechung des „Lehrbuchs der Völkerkunde“*, Archiv für Anthropologie 24, 1938, S. 302.

den Sinn: Bürgerliche Doppelmoral angesichts der deutschen Besatzung nach 1871. Birgit Schneider erinnert sich: Nach Marius unerwartetem Tod durch einen ärztlichen Kunstfehler am 10. Juli 1982 war sie nun mit der Vollendung der zu zwei Dritteln ausgeschriebenen Kosmogonie allein gelassen. Wenn man seine winzige Handschrift kennt, kann man die ungeheure Anstrengung dieser Umschrift verstehen. Dieses Opfer hat sie nun selbst gebracht, aber es hat ihr auch den Lebensmut zurückgegeben. Jetzt wird ihr Augenlicht von Tag zu Tag schwächer. Die völlige Erblindung ist zu befürchten. Sie bleibt sehr gefaßt bei diesem Gedanken. Marius hatte noch weitere Projekte, die nach der Kosmogonie realisiert werden sollten, einen Rhythmuskatalog, dessen Karteikarten im Nachlaß in Berlin liegen und eine Geografie der Musik. Im Hinausgehen fragt der Rechercheur noch, wer die Person auf dem Foto im Arbeitszimmer gewesen sei, die da Schneider so herzlich begrüßt? Habib Bourguiba. Etwas beklommen verabschiedet er sich.

Die Rückreise bringt ihn vollends durcheinander. Die lebendige Gegenwärtigkeit dieses Besuchs bei der „jungen Denkerin“ vermischt sich mit der toten Materie dessen, was er im Phonogramm-Archiv erfahren hatte. Wie bloß diesen Spagat überwinden. Was will er eigentlich? Entlarven? Nein. Verstehen.

In Berlin möchte der zwischen Sympathie und Reserviertheit Schwankende den Nachlaß sichten, von dem Frau Schneider berichtete. Im Phonogramm-Archiv weiß man nichts von Karteikarten. Es gibt einige Kartons mit Transkriptionen und Vorlesungsentwürfen, die man nach Professor Kuckertz' plötzlichem Tod aus seinem Institut geholt hatte. Ach ja, da gab es noch Karteikästen auf dem Dachboden des inzwischen geräumten Institutsgebäudes, aber die haben die Müllfahrer sicher schon mitgenommen, wird süffisant bemerkt. Der konsternierte Rechercheur dringt darauf, den Dachboden zu beäugen. Der Zugang zum Gebäude wird gesucht. Es regnet. Der erste Schlüssel zum verwaisten Institutsgebäude paßt nicht. Jemand von der Universitätsbehörde bringt den richtigen. Man schließt auf, da sind auch schon die neuen Mieter und monieren, daß nicht alles geräumt ist. Der Rechercheur eilt auf den Dachboden. Inmitten von Walnüssen - Professor Kuckertz brachte aus seinem Garten Nüsse für seine Studenten mit, die er auf dem Dachboden lagerte - über dreißig Karteikästen. Alle mit ins neue Domizil des Instituts. Der Rechercheur als Möbelpacker. Die Sekretärin bringt Eimer und Putzlappen. Dieser Nachlaß wäre gerettet! Es handelt sich um Tausende von Transkriptionen, die Schneider während seiner Zeit im Phonogramm-Archiv machte. Die Handschrift ist unverkennbar. Auch die Sammlung zum Rhythmuskatalog ist dabei. Eine Woche später wäre wirklich alles auf dem Müll gelandet. Nun ist der Rechercheur neugierig auf weitere Teile des Nachlasses im Archiv.

Wieder durchs Gängelabyrinth, hoch ins unterkühlte Phonogramm-Archiv. Dort macht er einen merkwürdigen Fund. In einem verstaubten Umschlag liegen lose Zettel, mit Adressköpfen bedrucktes Briefpapier, dessen Rückseiten mit Notizen von Texttranskriptionen bekritzelt sind. Die Transkriptionen stammen aus zwei Quellen: Côte d'Ivoire und Nordafrika. Die Adressen sind: „Université de Paris - Institut de Phonétique, Musée de la Parole et du Geste, 19 rue des Bernardins, Paris 5ième. Paris le.....193..“ Das Briefpapier stammt also aus den dreißiger Jahren. Die Transkription eines Agni Dobalikolo (?) Textes. Weiterhin benutzte Schneider während dieses Aufenthalts Din A 5 große Besucherkarten, wahrscheinlich des gleichen Museums, die mit geschwungener Schrift lesen lassen: „Nom du Visiteur, Objet de la Visite“. Darauf kreuz und quer wiederum Transkriptionen von Texten, wahrscheinlich von dort abgehörten Schallplatten. Darauf deuten Inventarnummern und Vor-Rückseitenennung, wie „C 4 recto e“. Die Handschrift ist allerdings nicht die von Schneider, sie stammt von jemandem, dem die Sprache dieses Stamms geläufig war, und diese Transkription diente Schneider dann für eine spätere Publikation. Eine weitere Adresse ist beunruhigend: „Jules Sussfeld 10 rue Maspéro Paris 16ième Tel. Trocadéro 28-82.“ Wahrscheinlich ein jüdischer Name, dessen Briefpapier Schneider en masse für seine Texttranskriptionen benutzte. Der afrikanische Stamm ist diesmal Sanvi, ebenfalls die Region der Elfenbeinküste. Wieder stehen Plattenhinweise da, „A 23 verso“. Deutlich sind zwei verschiedene Handschriften zu erkennen, zuerst der afrikanische Text in der einen und dann die deutsche Übersetzung in der Schneider-Handschrift. Der Detektiv triumphiert. Die Übersetzung: „Die Henne ist tot. Deshalb sind die Küken in alle Winde zerstreut. Waisenkind.“ Bei dem nächsten Lied verso b steht unterhalb der Transkription: „Sehr gefährlicher Heilzaubergesang!“, in Klammern. Schließlich eine weitere Adresse, eine Pfadfindergruppe, die im gleichen Haus von Jules Sussfeld wohnte: „Éclaireurs de France, Association Locale Paris-Chaillot Siège Social 10 rue Maspéro. Tro. 28-82“, gleiche Telefonnummer wie Jules Sussfeld. Darauf wieder in anderer Handschrift in arabischer Sprache, Plattenangabe „53 recto d“, daneben „figue“ und „53 verso a“, daneben „parfum el Jaoui“. Auf der Rückseite die Übersetzung zu verso a, diesmal in französisch, von der gleichen Handschrift des arabisch Schreibenden: „le Parfum de la Mecque, et notre espoir est en vous o tout genereux! Nous vendons le parfum.“

Es gibt die verschiedensten Möglichkeiten für ein Zustandekommen dieser Transkriptionen. Zum einen können sie von einem Bekannten Schneiders in Paris gefertigt und ihm nach Berlin geschickt worden sein. Dort könnte er die Übersetzungen eingefügt haben, was hieße, er hätte auch in Berlin einen dieser Sprache Mächtigen kennen müssen, wie z.B. den Koch B. Jolli.

Spaß beiseite. Die andere - wahrscheinlichere - Hypothese wäre, daß er zusammen mit einem Dolmetscher im Musée de la Parole et du Geste war und dort vor Ort die Transkriptionen gemeinsam ausgewertet hat. Wie er an das Briefpapier von Jules Sussfeld kam, dafür gibt es wiederum einige Möglichkeiten. Sussfeld könnte einer seiner Bekannten - oder der Leiter der Pfadfinderunterkunft - gewesen sein, bei dem Schneider in den dreißiger Jahren logierte (daß diese Forschungsarbeit nicht nach 1945 stattgefunden hat, belegt das vorgedruckte Datum des Museums 193..). Schneider könnte aber auch in einer Wohnung eines deportierten oder emigrierten Juden gewohnt haben, in der er das Briefpapier vorfand. Dann müßte sein Parisbesuch allerdings nach dem Waffenstillstand im Juni 1940 gewesen sein. Was dabei merkwürdig wäre, ist, daß in keinem biografischen Abriß über Schneider ein Frankreichaufenthalt erwähnt ist. Allerdings findet sich in dem eingesehenen Briefwechsel ein Hinweis seiner Sekretärin Seidel an Herrn Dr. Fellerer vom 19. 3. 1940, daß er für vier Wochen verreist sei. Der beunruhigte *Rechercheur* schreibt auf Anregung des Freiburger Romanisten Professor Hausmann an „Les Fils et Filles des Déportés Juifs de France“, um Klarheit zu bekommen. Ein Serge Klarsfeld antwortet. Ist das nicht der Mann von Beate Klarsfeld, die einst den Bundeskanzler Kiesinger wegen seiner SS-Zugehörigkeit geohrfeigt hat? Er ist auch der Staatsanwalt, der Klaus Barbie verurteilt und das Buch „Vichy - Ausschwitz“ verfaßt hat (Nördlingen 1989, vergriffen): „Cher Monsieur, Jules Sussfeld n'a pas été déporté. Son appartement était situé dans les beaux quartiers et devait être spacieux, il a dû, en l'absence de son propriétaire, être réquisitionné par ce M. Schneider. C'est tout ce que je peux faire pour vous. Amicalement. Serge Klarsfeld.“ Die Angelegenheit bleibt mysteriös, auch angesichts eines weiteren Briefs, diesmal von dem Archiv der *Éclaireurs de France*. Nicolas Palluau schreibt: „La question que vous me posez constitue une énigme. Dans la décennie 1930, il existe bien une association locale des *Éclaireurs de France* à Chaillot. Mais l'adresse du Siège social n'est pas située 10 rue Maspéro. Je n'ai pas - pour l'instant - trouvé de Jules Sussfeld parmi les cadres du Mouvement, mais nos archives sont lacunaires. M. Schneider a peut-être en contact avec des cadres *Eclaireurs* qui ont exploré le Maghreb dans les années 1930. Je pense, en particulier, à Henri Lhote envoyé au Sahara en 1929 par le Musée d'Histoire Naturelle (Professeur Paul Rivet).“⁴⁸ Dieses Enigma aufzulösen, wird wohl eine spätere Recherche leisten müssen (vgl. Anm.**).

⁴⁸ „Paul Rivet (1876-1958) was, in 1928, elected to the Chair of Anthropology at the *Muséum National d'Histoire Naturelle*, which he rebaptized the ‚*Chaire d'Ethnologie des Hommes Actuels et des Hommes Fossiles*‘ and under which he placed the *Musée D'Ethnographie du Trocadéro*; founder of the *Musée de l'Homme* in 1937, Rivet was also, during the *Front Populaire*, *Député Socialiste* and *Conseiller Général* of the *Seine*.“ Sally Price, Jean Jamin: *A conversation with Michel Leiris*, in: *Current Anthropology*, 29, 1988, S. 157-174.

Beim Durchblättern der Schriften von Schneider wies die kundige Phonogramm-Archivarin den Rechercheur auf einen Band von 1973 in der Veröffentlichungsreihe von Karl Gustav Fellerer *Das Musikwerk* hin. In der von Schneider verfaßten Einleitung liest der an Zeitsprünge bereits gewöhnte Rechercheur eine Passage, die er im Förderantrag von 1939, also 34 Jahre früher, schon einmal so las: „Ein Versuch, die wichtigsten Musikstile zu scheiden und zu verankern, stößt auf die Schwierigkeiten Rasse-, Kultur-, und Kompositionsstile voneinander zu trennen. Im allgemeinen sind die mit Worten nicht zu beschreibende Vortragsweise, der Stimmklang, das Durchschnittstempo und manche Ambitusaufteilungen für eine gegebene Rasse charakteristisch.“⁴⁹ Im Notenteil dieses Nachzüglers stößt er auf Melodien mit unterlegtem Text. Unter Nr. 85 Baule, Totenklage „Die Henne ist tot; die kleinen sind verloren“, anscheinend eine Variante des auf Sussfelds Briefpapier transkribierten Texts. Die und die folgenden Inventarnummern haben im Anmerkungsteil alle den Vermerk „Aufn. M. Schneider“ was, streng genommen, nicht stimmt. Es handelt sich genau um die eben beschriebenen Transkriptionen, die Schneider in den dreißiger oder frühen vierziger Jahren in Paris gemacht hat, die für eine größere, nie fertiggestellte Publikation vorgesehen waren. (So weist eine zu seinem 65. Geburtstag zusammengestellte Bibliographie unter dem Punkt 9.112 „Die Musik Afrikas in Vorb.“ auf.)

Daß diese Aufnahmen als Schneiders eigene ausgegeben wurden, könnte einfach ein lapsus sein, der sich - Ironie der Geschichte - als gar nicht so falsch erweist. Der Rechercheur fragt nach Aufnahmen Schneiders und die Leiterin des Archivs kommt immer wieder auf die Tatsache zurück, daß nach der Zählung der nach einer 45-jährigen Odyssee wieder ins Phonogramm-Archiv überstellten Sammlung eine Differenz zu Gunsten des Archivs von mehr als 1300 Schallplatten vorlag. Wie es zur Rückführung in das Phonogramm-Archiv kam, berichtete Erich Stockmann in seiner Wohnung in Berlin-Weissensee dem plötzlich in der Tür stehenden Rechercheur, während Studenten Stockmanns Dachboden entrümpeln: 90% der Bestände des Archivs wurden in den Nachkriegsjahren aus Berlin nach Leningrad in das dortige Phonogramm-Archiv überführt. Zoltán Kodály hatte Stockmann darauf aufmerksam gemacht. Nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen gelang es, die ca. 30 Kisten mit dem Archivgut Ende der fünfziger Jahre nach Ostberlin zu verfrachten. Sie wurden im Institut für Volkskunde der Akademie sorgfältig gelagert. Mit dem Westkollegen Kurt Reinhard, dem Nachfolger von Schneider, entstand eine rege Beziehung zwecks Kopieren der Phonogramme, die durch den Mauerbau jäh unterbrochen wurde. Trotzdem gelang es Erich Stockmann, im Dienstwagen von Wolfgang Steinitz, dem

⁴⁹ M.S., *Aussereuropäische Folklore u. Kunstmusik*, in: *Das Musikwerk*, Hrsg. K. G. Fellerer, Köln 1973, S. 6 und S. 122.

Direktor der Akademie der Wissenschaften, Phonogramme in den Westen zu bringen. Dort wurden sie auf Tonband kopiert. Die Stasi kam dahinter, die Aktion wurde gestoppt, der Lagerraum versiegelt. Durch Deckung von Steinitz wurde Stockmann ein Gefängnisaufenthalt erspart. Die restlichen ca. 3500 Phonogramme und ca. 2300 Schellackplatten waren - der Ministerpräsident hatte nämlich seine Hand darauf - vom Verkauf bedroht. Erich Stockmann überstellte schließlich im Januar 1990 ohne großes Aufheben Dr. Simon das restliche Archivgut nach West-Berlin. Bei der erneuten Zählung wurde dann die wunderbare Vermehrung der Bestände festgestellt.

Die letzte Zählung, die Schneider 1939 selbst in „Folklore Musical“ 1939 veröffentlichte, wies 696 Schellackplatten auf. Die Zählung 1942 laut von Fräulein Seidel geführtem Eingangsbuch verzeichnete 1892 Schellackplatten. Bei der letzten Zählung nach 1989 wurden nun 2300 Schellackplatten festgestellt. Dazu kommt, daß Professor Kuckertz, Schneiders Lieblingsschüler, bei seinen Besuchen nach Schneiders Tod in Marquartstein ganze Autoladungen von Materialien, darunter auch mehr als 500 Schellackplatten erworben hat, die mit ihm nach Berlin an die FU wanderten, als er dort seine Professur in Nachfolge von Kurt Reinhard annahm. Außerdem verkaufte Schneider nach der Emeritierung ganz zum Leidwesen des Nachfolgers in Köln, Professor Günther, die im Institut befindlichen Schellackplatten zum beträchtlichen Teil an Dr. Krings vom WDR. Rechnet man noch einmal nach, so hat Schneider mindestens 2300 Schellackplatten in den Jahren 1940-1944 von seinen Reisen mitgebracht. Die zwischen 1939 und Kriegsende in das Phonogramm-Archiv eingegangenen Platten sind zum großen Teil Made in France: Perfectaphone (ca. 9), Polydor (ca. 70), Polyphon (ca. 100), Columbia (ca. 60), Baidaphon, Oum-El Hassen, Arabic Records, B. Rsaissi etc. Bei den meisten handelt es sich um Musikaufnahmen, die für den Verkauf in Marokko und Tunesien in Frankreich produziert wurden, darunter auffallend viele Aufnahmen mit Musik der Berber. Diese finden sich vor allem auf Schellackplatten der Firma Polydor. Schneider hat diese entweder in Frankreich oder, was wahrscheinlicher ist, während seiner Militärzeit in Tunesien erstanden.

Ernst Emsheimer, der bereits 1937 über die UdSSR nach Schweden emigrierte, ein guter Freund Schneiders und Kenner der Musik Zentralasiens, fragt später mehrmals bezüglich dessen Berber-Forschung an: „Stockholm, den 14. 6. 72. Mein lieber Marius, es wäre schon phantastisch, wenn wir uns endlich einmal wiedersehen könnten. Doch wie? Ich weiss es nicht recht. Nächste Woche fahren wir für einige Tage hinauf nach dem Nordkap, wo zu dieser Zeit die Sonne nie untergeht und im September hauen wir vielleicht für 4-6 Wochen nach Marokko zu den Berbern in den Atlasbergen ab. Solltest Du mir etwa einige gute Tips für dieses kleine Feldunternehmen geben können, so wäre Dir

selbstverständlich der Dank des ewigen Himmels gewiss. Liebes untreues Rindvieh, das Du garnicht bist, mach Dir bitte keine Gedanken, wenn Du nicht schreibst. Hauptsache ist und bleibt ja auch weiterhin, dass Du mit Deinem Buch weiterkommst.“

8

In Briefen herausfischen, was in den Kram paßt. Was dem Inspektor Rechercheur auffällt, ist, daß in den Briefordnern des Phonogramm-Archivs nichts über einen Aufenthalt Schneiders in Frankreich steht. Ab Frühjahr 1940 wurden nur noch Briefe von Fräulein Seidel aus dem Phonogramm-Archiv geschickt, der an Fellerer vom 30. 5. 1940 wurde erwähnt. Des weiteren am 27 .2. 1941: „Herr Dr. Schneider läßt durch mich bei Ihnen (Zeitschr. f. vgl. Phonetik) anfragen, was aus seinem Manuskript über die Ewe-Sprache und Musik geworden ist. Er ist schon seit Monaten dienstlich von Berlin fort und hat selbst keine Zeit, sich darum zu kümmern.“⁵⁰ Ähnlich 9. 4. 1941. Briefe an Jaap Kunst i.V. unterschrieben folgen. 19. 5. 1941 „Sehr geehrter Herr, Dr. Schneider ist gerne bereit, an Ihrer Zeitschrift mitzuarbeiten, soweit es seine Zeit und seine Kräfte während des Krieges zulassen. Er ist stark mit Arbeit belastet, sodaß er wenig Zeit für wissenschaftliche Dinge übrig hat. Deshalb hat er auch Ihre Anfrage nicht selbst beantworten können und läßt sich wegen der Verzögerung höflich entschuldigen.“⁵¹ Er hat seine Amtsgeschäfte weiterführen lassen. 1944 findet sich auch noch eine Packliste vom Dezember 1944, die von Schneider selbst erstellt wurde zusammen mit einer Rechnung von Herrn Quadfasel, dem Galvaniseur aus Neukölln vom 5. 6. 1944: „192 Blankwalzen, 345 Kopien aus Dahlemer Sammlung, ein Edison Phonograph als Kuriergepäck für Barcelona verpackt. RM 284,50.“⁵² Der Rechercheur erinnert sich an Schneiders Rigorismus, die von Hornbostelsche Sammlung nicht heraus zu geben, mit der Begründung, sie gehöre dem Staat. Jetzt schickt er sich selbst nach Barcelona, seiner neuen Wirkungsstätte, Archiveigentum, das bis heute noch im Institut des Departamento de Musicologia ruht, auch der Edison Apparat mit der Aufschrift „Phonogramm-Archiv Berlin“. Der Schlingel!

Jetzt möchte der bei soviel Dreistigkeit doch etwas mißtrauisch Gewordene Genaueres über den Frankreichaufenthalt von Schneider wissen. Er stellt einen Antrag auf Akteneinsicht beim Archiv des Völkerkundemuseums Berlin. Personenschutz ja, ja, aber die Ungeduld läßt den Rechercheur nicht bis zum Jahre 2012 warten. Er verspricht, die Angelegenheit sorgsam abwägend zu berichten. Ein undurchdringliches Findbuch wird ausgehändigt, er tappt im Dunkeln, bis er die Bibliotheksakte V Bd. 40 „Erwerbungen für die Bibliothek“ durchsieht. Da, ein

⁵⁰ Acta-Phon, 1941.

⁵¹ Acta-Phon, 1941.

⁵² Acta-Phon, 1944.

Briefwechsel mit Professor Dr. Krickeberg. Schneider schreibt am 24. 8. 1940 aus Paris. Voilà! „Sehr geehrter Herr Professor, ich brauche dringend für Anschaffungen für das Phonogramm-Archiv 300 RM. Möchte Sie bitten, diese 300 RM aus dem Etat des Archivs zu entnehmen zur späteren Verrechnung? Sollte dieser Weg verwaltungsmäßig irgendwie nicht gangbar sein, so werden sich noch 300 RM im Baessler Fond finden lassen. Nach meiner Rückkehr (Anfang Sept.) würde ich dann das Geld vom Baessler Fond wieder überweisen. Das Geld müßte von der Kasse an Herrn Major von Eschwege B.W 62 Landgrafenstr.10 überwiesen werden, da dies der schnellste Weg ist, das Geld in die Hände zu bekommen. Es gibt hier sonst schönes Material, sowohl Bücher wie Schallplatten. Sollten Sie hier irgendetwas zu besorgen haben, so bin ich gerne bereit, Ihren Wünschen nachzukommen. Etwaige Korrespondenz wäre dann an die gleiche Adresse zu richten. M.b.G. Ihr Schneider“⁵³ Am Ende des Briefs findet sich mit unbekannter Handschrift „Der Betrag wird vom OKW erstattet 27. 8. 1940“. Am 5. 9. 1940 antwortet Professor Dr. Krickeberg: „Herrn Dr. Schneider Paris. Sehr verehrter Herr Kollege, ich erfuhr aus Ihrem Brief, der hier am 24. Aug. einlief, daß Sie sich noch in Paris befänden und eventuell in der Lage seien, uns beim Erwerb von ‚irgendetwas‘, in erster Linie also wohl von Büchern für die Museumsbibliothek, zu unterstützen. Ohne Sie allzusehr von Ihren eigenen Aufgaben abzuziehen, möchte ich mir doch erlauben, Ihnen einige dringende Desiderata zu übermitteln. Sie finden sie auf beiliegendem Zettel. [...] Und endlich habe ich ein mit (K) signiertes Zettelchen beigelegt, das ein paar Wünsche für die Privatbibliothek enthält, die man gegenwärtig in Deutschland schwer durch ausländische Literatur ergänzen kann. Wie gesagt, ich möchte Ihnen nicht große Mühe machen und bitte die Wunschliste nur als Anregung zu betrachten, falls Sie noch Gelegenheit haben sollten, Buchbestellungen aufzugeben. Ihr Aufenthalt in Paris neigt sich ja wohl dem Ende zu. Wie es mit der Bezahlung gehalten werden soll, ist mir allerdings noch unklar. Können wir das Geld für eventuell erworbene Bücher ebenfalls Herrn Major von Eschwege überweisen? M.d.b.G. Ihr W.K. (Anlagen, Adresse Herrn Martin [sic] Schneider Feldpost Nr. 20803).“⁵⁴ Das Geld wurde nach einigem bürokratischen Hin und Her wegen der gebotenen Eile mündlich beim Reichserziehungsministerium beantragt und bewilligt. Am 16. 9. 1940 heißt es, das Geld solle Schneider bei Rückkehr eventuell in 14 Tagen zukommen. Am 5. 11. 1940 findet sich folgender Brief: „An den Herrn Generaldirektor der staatlichen Museen (Dr. Kümmel). Herr Dr. Schneider ist in der Lage, uns außer den bestellten Büchern noch weitere wertvolle Publikationen aus Paris zu erwerben, wenn weitere 2000 Franc = 100 RM erforderlich sind. Da Herr Major von Eschwege, bereits am kommenden Sonntag nach Paris fährt, bitte ich weiter um die Beschleu-

⁵³ Museum für Völkerkunde, Bibliotheksakte V Bd. 40, Erwerbungen für die Bibliothek.

⁵⁴ Ebenda.

nigung der Angelegenheit. W.K."⁵⁵ Darunter: Einverstanden 5. 11. 1940. Daß aus der schnellen Rückkehr von Schneider nichts wurde, zeigt ein Brief von Krickeberg vom 5. 2. 1941 „Die Bücher sind abzuladen in der Schriftleitung des ‚Kaukasus‘ Rankestr. 6.“⁵⁶ Anscheinend eine Zeitschrift, die den Völkerkundlern nahestand. Aufschlußreich könnte auch sein, daß eine Rechnung der Pariser Buchhandlung „Les Arcades“ 8 rue de Castiglione beiliegt, die wieder an Marius (nicht Martin) Schneider adressiert ist: 33 rue de la Faisanderie Paris 16ième, das gleiche Arrondissement wie das „Musée de Parole et du Geste“, dies nur nebenbei. Am 25. 11. 1940 folgt noch ein Brief von Schneider, dann schweigt diese Akte: „Lieber Professor, ich kann mir vorstellen, daß Sie über mein langes Schweigen etwas ungehalten sind. Ich bin hier sehr eingespannt und ganz auf meine persönliche Initiative eingesetzt. Ausserdem bin ich sehr viel in der Provinz. Verlieren Sie bitte nicht die Geduld! Anbei die Aufstellung der Bücher, die ich bis jetzt gekauft habe. Neuheiten. Ferner fand ich alte Karten von Amerika aus dem 16. & 17. Jhdt. Es sind Stiche. Würden Sie sich dafür interessieren? Ich würde es durch eine unserer Stellen in Belgien versuchen. [...] Ich kann also mit dem Photokopieren nicht beginnen, bevor ich Geld habe. [...] Ich muß mir die freien Stunden buchstäblich stehlen. Grüße an alle Kollegen, insbesondere Herrn Nevermann. Sonderbeauftragter Dr. Martin Schneider 20803.“⁵⁷ Die Rechnung enthielt auch die Liste der bestellten Fachliteratur, die noch heute in der Museumsbibliothek zu finden ist.

Also war Schneider auch in Belgien. Die Bemerkung, er sei viel in der Provinz und ganz auf seine persönliche Initiative eingesetzt, läßt vermuten, daß er als Sonderbeauftragter K in Sachen „Kunstschutz“ unterwegs war, was das Naheliegendste wäre. Alles andere wäre zuviel der Spekulation. Ein Brief des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom August 1940 an das Völkerkundemuseum, der direkt in der Umgebung des Briefwechsels Schneider-Krickeberg abgeheftet ist, bekräftigt diese Vermutung. Der spekulierende Rechercheur hofft dies insgeheim, da diese Tätigkeit schlimmere Sonderaufträge ausschließen würde: „5. 8. 1940. In der letzten Zeit haben mehrfach andere Ressorts an nachgeordneten Dienststellen oder Beamten der Unterrichtsverwaltung Aufträge zur Beschaffung von Material über kulturelle Angelegenheiten erzielt, das bei Waffenstillstand- und Friedensverhandlung Verwendung finden soll. Da das Reichserziehungsministerium über diese Angelegenheiten unbedingt und in erster Linie unterrichtet sein muß, ordne ich an, daß auch Antworten auf solche Aufträge oder Anfragen durch meine Hand zu leiten sind. Von größeren Aufträgen ist mir außerdem sofort nach ihrem Eingang Mitteilung zu machen (an u.a. Herrn Generaldirektor der staatlichen

⁵⁵ Ebenda.

⁵⁶ Ebenda.

⁵⁷ Ebenda.

Museen Dr. Kümmel).“⁵⁸ Das Szenario der Kunstschutzbeauftragten ist polyzentristisch und chaotisch gewesen. Viele konkurrierende Behörden suchten zu ‚sichern‘, so schnell wie möglich. Das Erziehungsministerium war dabei wohl noch die am wenigsten kriminelle. Der Artikel 56 der Haager Konvention von 1907 wurde auf Druck des Propagandaministeriums ziemlich schnell außer Kraft gesetzt, und aus den Sicherungen wurden Plünderungen. Otto Kümmel, der Direktor des Völkerkundemuseums, zugleich aller Staatlichen Museen Berlins, legte einen 300seitigen Bericht vor - er ist in der Library des Metropolitan Museums New York deponiert - über die wieder zurückzuholenden Kunstschatze, die durch Napoleon und weiter zurückliegende „Raubzüge“ angeblich nach Frankreich verschleppt wurden. Sonderbeauftragte wurden in die Provinzen geschickt, da viele Kunstwerke über ganz Frankreich verstreut wurden, um festzustellen, ob sie auch dort sind, wo vermutet. Ein Beispiel sei herausgestellt: „An die Abt. Bildende Künste im Hause, Berlin 7. 10. 1940. Betrifft Rückforderung von Kulturgut aus den westlichen Ländern. Wie im (1.) Weltkriege ist der Genter Altar wieder versteckt worden. Die Vlaamen behaupten, daß er in Pau zusammen mit den bedeutenderen Bildern aus dem Genter Museum sei. Für die Bilder trifft das zu, jedoch wird hier angenommen - in Pau wurden größere Untersuchungen nicht durchgeführt - daß der Altar von den Kirchenbehörden in Gent selbst versteckt worden ist. Da die Flügel der Altäre Deutschland gehören, findet sich kein Vlaame bereit zum Suchen, da alle annehmen, daß die Flügel sofort nach Deutschland gebracht werden. Unter Hinweis darauf, daß es durchaus möglich sei, die Flügel beim Altar zu belassen, aber das deutsche Eigentumsrecht klar herauszustellen, ist ein Kunsthistoriker gefunden worden, der bereit ist, Nachforschungen nach dem Verbleib des Altars anzustellen. Dieser will außerdem feststellen, welche Kunstschatze aus Deutschland noch in Belgien vorhanden sind, unter der Voraussetzung, daß er gleichzeitig eine Liste flämischer Kunstschatze, die von Frankreich geraubt wurden, einreichen darf. Bei der derzeitigen Arbeitsbelastung der Betreffenden ist jedoch nicht sobald mit Ergebnissen zu rechnen.“⁵⁹

Die Kunstschutzabteilung der Wehrmacht (OKW) wurde von Graf Metternich geleitet. Er zählte zu den gemäßigten Kräften, die eine Rückführung solange wie möglich zu verhindern suchten (vgl.: Lynn H. Nicholas *Der Raub Europas*, München 1995). Die hochkriminellen Kräfte im Amt Rosenberg suchten jedoch die anderen Ämter auszustechen. Was dann im September 1940 auch gelungen war. Goebbels setzte von nun an auf Dr. Gerigk und Co. In einem Brief an die Kanzlei Rosenberg schrieb Dr. Gerigk: „10. 8. 1940 Vordringliche Arbeiten auf dem Gebiet der Musik in Frankreich. Um den Zugriff anderer an den Beständen interessierter Dienststellen zuvorzukommen, ist die möglichst

⁵⁸ Ebenda.

⁵⁹ Bundesarchiv, BArch R 55/1476.

baldige Besichtigung der führenden Schallplattenfabriken und Schallplatten-Verteilungslager erforderlich. Die Produktion erfolgt im wesentlichen in Pariser Vororten. Es ist anzunehmen, daß uns dabei große Bestände jüdischer und atonaler Musik in die Hände fallen, die als Vorführ-Material an der Hohen Schule in späterer Zeit wertvoll sein können. Da es sich fast ausschließlich um Firmen handelt, die in englischem Privatbesitz sind, steht einer Beschlagnahme nichts entgegen. Der Umfang des für uns verwertbaren Materials kann naturgemäß nur an Ort und Stelle ermittelt werden. Es muß aber mindestens mit 10-20000 Schallplatten gerechnet werden. Frankreich ist führend auf dem Gebiet der musikalischen Völkerkunde und in Paris befinden sich die umfangreichsten Phonogramm-Archive. Hier ist zu untersuchen, in welchem Umfang Landschaften dort berücksichtigt wurden, die künftig zum deutschen Raum gehören. [...] In Paris müsste nach dem Verbleib deutscher Emigranten gefahndet werden, die zum Teil wertvolle Bibliotheken besessen haben. An erster Stelle wird hierbei an den früheren Berliner Professor Dr. Curt Sachs gedacht. Es ist wahrscheinlich, daß aus solchem Besitz interessantes und wertvolles Material sichergestellt werden kann. Auch die jüdischen Musikverlage und Schriftleitungen von Fachzeitschriften müssen wenigstens besichtigt werden. Es ist wahrscheinlich, daß sich auch dort Material findet, das für unsere Zwecke wichtig ist. Auch die großen Musikbibliotheken, die wertvollste Handschriften deutscher Herkunft enthalten, müssen aufgesucht werden, bzw. es ist erforderlich, mit den Verwaltern dieser Sammlungen Beziehungen aufzunehmen, soweit es sich um Material handelt, das auch in Zukunft in französischem Besitz bleiben soll, kann die Fotokopie der für uns wertvollen Bestände in die Wege geleitet werden. Gerigk.⁶⁰ Curt Sachs, dies nur nebenbei, war zur Zeit des Aufrufs bereits in die USA emigriert. Aus diesem Brief ist die ganze Dimension der Plünderungen, die dann folgten, zu ersehen. Die Schallplatten wurden zunächst u.a. bei Pathé-Marconi mit Rechnung erworben, die dann aber nicht bezahlt wurden. Die Plünderungen der Wohnungen, die dann folgten, vor allem die von Darius Milhaud mit all seinen Manuskripten und die von Wanda Landowska mit ihrer Cembalosammlung, erfolgten auf Grund einer Suchliste. Sie war auch Ergebnis der Schrift *Lexikon der Juden in der Musik* (Berlin 1940) deren Mitherausgeber Gerigk war. An dieser „Suchliste“ arbeiteten einige der hier genannten Kollegen mit. (Dieses düstere Kapitel deutscher Gelehrtenkriminalität ist in dem sachlich und gut recherchiertem Buch von Willem de Vries *Sonderstab Musik*, Amsterdam 1996, in deutscher Übers. Köln 1998 nachzulesen.)

Der weltfremde Intellektuelle, wie Gerigk Schneider nannte, spielt in diesem Szenario keine durch irgendwelche Dokumente belegbare Rolle, obwohl gerade die Hinweise auf Phonogramm-

⁶⁰ In: *Entartete Musik*, Hrsg. P. Girth und A. Dümling, Neuss 1994, S. 141f.

Archive und Schallplattensammlungen über eine Zusammenarbeit mit Schneider spekulieren lassen. Außerdem stellt ihn die scharfe Differenz zu Gerigk, wenn er überhaupt mit ihnen zusammengearbeitet hat, auf die gemäßigte Seite. Allerdings tauchen zwei spätere Kollegen von Schneider in diesem Zusammenhang auf: Dr. Fellerer, der für das Amt Rosenberg ab Oktober 1940 in der Normandie Photokopien in Klöstern von Manuskripten gregorianischer Musik machte. Es sei nochmals an seine Schrift *Deutsche Gregorianik im Frankenreich* erinnert. Dort wird öfters Bezug auf Schneider genommen, dessen Ruf nach Köln zehn Jahre später durch Fellerer betrieben wurde: „Ist es möglich, diese Voraussetzungen als Besonderheiten eines Raums und einer Rasse nachzuweisen, so ist damit nicht nur die Frage der örtlichen Festlegung der Anfänge der Mehrstimmigkeit einer Lösung nähergebracht, sondern auch die rassischen Begabungsbesonderheiten.“⁶¹ Es folgt eine Fußnote mit Hinweis auf Schneider. Ein anderer Kollege, der später bei Schneiders Berufung nach Köln ebenfalls wie Fellerer zu den Gutachtern gehörte, war Dr. Osthoff, der in Belgien als Leutnant diente und von Gerigk gebeten wurde, die in Brüssel befindlichen Musikhandschriften zu sichten. Ihm schrieb Schneider 1936 den bereits erwähnten Protestbrief, wegen der gegen ihn anhaltenden Intrigen nicht an der Festschrift Schering teilzunehmen. Ein anderer Musikwissenschaftler – dies nur, um das andere Extrem zu beleuchten – vertuschte seine „Manuskriptrückführungen“ in einer Monographie über Orlando di Lasso so: „Mein Dank gilt vielen in- und ausländischen Fachgenossen, die mir die von ihnen verwalteten Bibliotheksschätze vertrauensvoll eröffneten und manche Erleichterung bei deren Benutzung gewährten.“⁶² Am 12. 7. 1941 geht ein Schreiben von Dr. Kümmel betreffs Rückführung von Kulturgütern an den Erziehungsminister Rust, in dem die durch die Arbeit der Sonderführer berichtigte und erweiterte Liste „geraubter Kulturgüter“, die absurderweise bis ins 16. Jahrhundert erweitert wurde, vorgelegt wird: „Da jedoch, vor allem auf dem Bibliotheks- und Archivwesen, die besonders schwierig gelagerten Nachforschungen bei der Fülle des Materials immer noch nicht abgeschlossen sind, vielmehr nach Auskunft der in den Westländern eingesetzten Sachbearbeiter einer Frist von wenigen Monaten zu ihrer definitiven Beendigung bedürfen, ist noch mit Ergänzungen in begrenztem Umfang zu rechnen. [...] Der Bearbeiter des Sachgebiets ‚Musikgut‘ Dr. Gerigk wird in der nächsten Woche sein mehrbändiges Verzeichnis vorlegen können.“⁶³

9

Der Elsässer Schneider war als perfekt französisch Sprechender für die Abwehr von großer Bedeutung und hatte wohl andere Aufgaben zu erfüllen, als sich mit dem übereifrigen Gerigk

⁶¹ K. G. Fellerer, a.a.O., S. 12.

⁶² W. Boetticher, *Orlando di Lasso und seine Zeit*, Kassel 1958, S. VII.

⁶³ Bundesarchiv, BArch R 55/1476.

abzugeben. Daß er im besetzten Paris von 1940, nun in Uniform, seinen französischen Kollegen unangenehm auffiel, bezeugte die 1907 geborene Musikologin Nanie Bridgman, die nach 1945 das Département de la Musique der Bibliothèque Nationale leitete (vgl. Anm. **). Schneiders Feldpostnummer 20803 liest sich aufgeschlüsselt (laut *Die deutsche Feldpostübersicht*, Bd. 2, hrsg. von N. Kannapin, Osnabrück 1981): „Abwehr Stelle Paris, dann Abwehr Leitstelle Paris, 11. 9. 1944 gestrichen.“⁶⁴ Das Amt Ausland/Abwehr des OKW war eine eigene Organisation für den Nachrichtendienst und die Spionageabwehr. Sie war in Kontakt mit der Militärverwaltung und kam zunehmend in Kompetenzgerangel mit dem politischen Nachrichtendienst (SD). Im unbesetzten Gebiet Frankreichs, der Vichy-Regierung, und im französischen Nordafrika übernahm diese Tätigkeit eine Abwehrorganisation der Waffenstillstandskommission. In dieser könnte Schneider tätig gewesen sein, da er ja, wie berichtet wurde, an der Befreiung Bourguibas Ende 1942, Anfang 1943 aus einem südfranzösischen Gefängnis beteiligt war. Die Frage für den sich auf terra incognita bewegenden Rechercheur ist, wann Schneider seine militärische Abwehrtätigkeit in Nordafrika begann. Bis Februar 1941 ist belegt, daß Schneider in Frankreich tätig war. Der Nordafrikafeldzug begann Februar 1941, sodaß Schneider dann erst und nicht 1940, wie in MGG zu lesen ist, dort eingesetzt werden konnte, vielleicht sogar später; vielleicht wurde er auch noch längere Zeit in Frankreich gebraucht. Als Elsässer war er ausgestattet mit einigen Ressentiments gegenüber Frankreich, seine deutsche Staatsbürgerschaft wurde ihm ja 1918 ohne Optionsrecht genommen, in Berlin wollte er diese eiligst wieder erhalten, und so war er in der Abwehr gut brauchbar. Für die Franzosen war er ein Deserteur. Allerdings ist auch eine doppelte Agententätigkeit denkbar, vor allem, wenn man das komplizierte mehrbödige diplomatische Verhältnis des Vichy-Regimes zu den Achsenmächten in Tunesien begreift.

In einer Biografie über Habib Bourguiba (Ali L. Ganari, *Bourguiba Le Combattant Suprême*, Paris 1985) fand sich folgende Beschreibung der Befreiung: „Le 16 décembre 1942 Habib Bourguiba recut la visite d'un officier allemand: le fameux Klaus Altman Barbie, surnommé, comme chacun sait, le bourreau de Lyon, assassin de Jean Moulin. Transféré à Châlon-sur-Saône où on l'installa dans une espèce de camp d'hébergement, Habib Bourguiba est convoqué le 24 décembre 1942 par le commandant de SS de la ville. Il se présenta à un officier en civil: Bourjau, de la police secrète SS, qui lui, demanda des renseignements sur l'activité passée de son Parti. Habib Bourguiba les lui donna. Il n'y avait rien à cacher. Bourjau prit note et laissa entendre au leader tunisien que lui et ses compagnons seraient peut-être transférés à Berlin. Le 7 janvier 1943, à une heure du matin, on lui fut

⁶⁴ N. Kannapin, *Die deutsche Feldpostübersicht*, Bd 2, Osnabrück 1981, S. 12.

prendre le train. Destination: Nice. Dans le wagon, il retrouva l'officier allemand Bourjau, accompagné du major Killinger qui se présenta à lui comme un musulman expulsé des Indes par les Anglais. A Nice, Bourjau le livra à sa grande surprise aux autorités italiennes. Puis, ce fut au tour du consul d'Italie de le recevoir pour lui annoncer qu'il avait ordre de l'acheminer sous escorte italienne jusqu'à Rome d'où il allait rentrer à Tunis, directement."⁶⁵ Auf eine Anfrage des in Militaria unkundigen Recherchers klärt ihn ein hilfsbereiter Archivoberrat auf: „Was die beiden im Text der Bourguiba-Biographie - neben Barbie - auftauchenden Namen angeht, so kann ich Ihnen mitteilen, daß Bourjau als Deckname für Schneider mit Sicherheit auszuschließen ist. Darüber gibt es in einem Sûreté-Verzeichnis Belege. Auch kann ich mir eigentlich nicht vorstellen, daß Schneider in der Maske eines Wehrmacht-Majors aufgetreten ist, und bezweifle daher, daß er mit ‚Major Killinger‘ identisch war. Da andererseits Bourjau - ziemlich unscharf als ‚officier allemand‘ bezeichnet wird, (der er nicht war, auch wenn er Uniform getragen haben mag), wäre es denkbar, daß K. wiederum fälschlicherweise als ‚Major‘ eingestuft wurde. Wie dem auch sei...“ Die Befreiungsaktion präzisiert ein Bericht des Militärhistorikers Waldis Greiselis (*Das Ringen um den Brückenkopf Tunesien 1942/43*, Bern 1976): „Am 9. Dezember wies Unterstaatssekretär Woermann die Botschaft in Paris an, unverzüglich die Befreiung der Neo-Destour-Führer (Bourguibas Untergrundorganisation) vorzunehmen, die am 18. Dezember durch SD-Dienststellen erfolgte. Diese weigerten sich aber, die Tunesier an die Italiener zu übergeben und verbrachten sie nach Châlon-sur-Saône, jenseits der alten Demarkationslinie. Die deutsche Botschaft konnte sich gegenüber den SD-Leuten nicht durchsetzen und ersuchte das Auswärtige Amt, beim Reichssicherheitshauptamt einen Befehl an die SD-Dienststelle zur Auslieferung Habib Bourguibas und der anderen Nationalistenführer an die Italiener zu erwirken. ‚Nach einigem Hin und Her‘ wurden die Neo-Destour-Führer schließlich italienischen Behörden übergeben und trafen am 9. Januar 1943 in Rom ein. Einen Protest der Regierung von Vichy wegen schwerer Verletzung der Staatshoheit, ließ Berlin unbeantwortet.“⁶⁶ Daß Klaus Barbie an der Befreiung beteiligt war, läßt den auf unsicherem Terrain tappenden Rechercheur nervös werden. Ein weiteres Telegramm aus dem Archiv des Auswärtigen Amtes gibt den Beleg dafür: „Paris 4. Januar 43. Citissime. Standartenführer Knochen mitteilt, umgehende Weisung erteilt zu haben, die in Châlon-sur-Saône befindlichen Destourianer unverzüglich zu überstellen. [...] Entgegen etwaiger Annahme habe SD in keiner Weise Überstellung hindern wollen, nachdem Reichssicherheitshauptamt in klarer Weise Stellung genommen habe. Weiter im Auftrag Standartenführer Knochen: Mit Durchführung Über-

⁶⁵ Ali L. Ganari, *Bourguiba Le Combattant Suprême*, Paris 1985, S.180f.

⁶⁶ Waldis Greiselis, *Das Ringen um den Brückenkopf Tunesien 1942/43*, Bern 1976, S. 143f.

stellung sei Einsatzkommando Lyon beauftragt worden. Einsatzkommando Lyon habe am 28. 12. 42 italienische Waffenstillstandskommission Lyon verständigt.“⁶⁷

Der Rechercheur liest weiter und begibt sich in Gefilde, die nichts mehr mit Schneiders Aktivitäten zu tun haben. Das folgende soll zeigen, wie dicht diplomatische und barbarische Aufgaben nebeneinander lagen. Gegen solche Barbarei war der tief religiöse Schneider immun: Das von SS-Sturmbannführer Knochen geleitete Kommando entwickelte besondere Aktivität zur Führung des SD und errichtete ein Netz von Einsatzkommandos. Das Einsatzkommando Lyon leitete Klaus Barbie. Als ‚einer der auszog das Fürchten zu lernen‘ - unser Rechercheur - nach einigem Zögern doch zu dem Buch von Serge Klarsfeld greift, steht dort zu Knochen: „Spielte in einer Schlüsselposition eine zentrale Rolle bei allen Judenmaßnahmen in Frankreich, 1954 in Paris zum Tode verurteilt, 1958 begnadigt und 1962 in die Bundesrepublik entlassen; bis zu seiner Pensionierung Versicherungsmakler in Offenbach.“⁶⁸ Und zu Barbie: „Ab November 1942 als SS-Hauptsturmführer und Leiter der Abteilung IV (Gestapo) bei der Sipo-SD in Lyon; nach dem Krieg zweimal in Abwesenheit zum Tode verurteilt; Flucht als Klaus Altmann nach Bolivien; 1971 als Klaus Barbie identifiziert, 1983 verhaftet und nach Frankreich ausgeliefert; 1987 in Lyon wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu lebenslanger Haft verurteilt.“⁶⁹ Während Bourguiba nach Rom überführt wurde, ging Barbie anderen Aufgaben nach: „Lyon, den 11. 2. 43. SD Einsatzkommando Lyon Betr. Aushebung des jüdischen Komitees U.G.I.F. Lyon; 86 Festnahmen. Abtransport in das Konzentrationslager Drancy. Der Leiter des Einsatzkommandos i.V. Barbie.“⁷⁰ Ein apokalyptisches Jahr später: „Betr. Jüdisches Kinderheim in Izieu-Ain. In den heutigen Morgenstunden wurde das jüdische Kinderheim ‚Colonie enfant‘ in Izieu-Ain ausgehoben.[...] Der Abtransport nach Drancy erfolgt am 7. 4. 44 gez. Barbie.“⁷¹ Zu dieser Zeit war Schneider bereits in Barcelona und schrieb seine „ensayos historico-etnograficos“.

Zurück zu Bourguiba. Er war auf freiem Fuß und in Rom angekommen, begleitet von dem merkwürdigen Major, der sich als von den Engländern vertriebener Moslem ausgab. Deutsche und Italiener wollten die Unabhängigkeit Tunesiens stärken, da die Kolonie Frankreichs bei heranrückenden Alliierten ein zu großes Risiko wurde. Das diplomatische Spiel ging noch einige Zeit weiter. Das Vertrauen der tunesischen Bevölkerung gegenüber den Italienern war noch geringer als das gegenüber den Deutschen. Die wollten jedoch nicht durch zu eindeutiges

⁶⁷ Pol. Archiv des Auswärtigen Amts (PA AA), St.S., Frankreich, Bd. 13, Tel. Nr. 19.

⁶⁸ Serge Klarsfeld, *Vichy-Auschwitz*, Nördlingen 1989, S. 593.

⁶⁹ Ebenda, S. 592f.

⁷⁰ Ebenda, S. 570.

⁷¹ Ebenda, S. 573f.

proitalienisches Auftreten die Sympathien verspielen und zugleich aber die Achse nicht aufgeben. So sollte Bourguiba durch die Italiener zurückgebracht werden. Dieser jedoch spielte in Rom auf Zeit. Dazu kam noch, daß der Großmufti von Jerusalem zu die Achse stützenden Propagandareden nach Tunis eingeladen werden sollte. Dies hielt wiederum der dort amtierende Gesandte Rahn für abträglich. Es gelang Bourguiba, die Rückkehr so hinaus zu zögern, daß er bei Ankunft in Tunis am 7. April eine destabilisierte Situation vorfand und sofort untertauchen konnte. Bei Ankunft der Alliierten zur Regierungsbildung stand er dann zur Verfügung.

Irgendwo in diesem Gestrüpp von diplomatischen Charaden hatte Schneider seine Funktion. Wie in der ausführlichen biographischen Notiz zu seiner Kölner Berufung zu lesen ist, soll er in dieser Zeit in Nordafrika Rundfunksendungen für Kriegsgefangene gemacht haben. Dies ist wahrscheinlich, wenn auch die Sendungen nicht für Kriegsgefangene, sondern für die Bevölkerung gemacht wurden. Aus der Handakte des Gesandten Rahn, die der beflissene Rechercheur im Auswärtigen Amt Bonn einsieht, erstellt sich das Bild einer Rundfunkarbeit zu Propagandazwecken zudem sehr plastisch. Die Stimmung in der Bevölkerung sollte pro Achse bzw. pro Unabhängigkeit und gegen die Alliierten aufgewiegelt werden. Diese Arbeit würde auch ermöglicht haben, daß Schneider „mit den Arabern trommelte“, wie Birgit Schneider das Desinteresse ihres Mannes am Krieg umschrieb. Es wurde dringend für die Propagandasendungen arabische Musik gebraucht, und um diese aufzutreiben, mochte Schneider wohl gerne in den Bazaren von Tunis herumschlendern. Schließlich brachte er ja dadurch auch mehrere hundert Schallplatten für das Phonogramm-Archiv mit zurück nach Berlin, wo man sich heute noch fragt, woher diese wohl kommen. Sie wären dann ein Geschenk der Abwehr des OKW an die Staatlichen Museen. Im Archiv des Auswärtigen Amtes fand sich diesbezüglich eine hochinteressante Notiz: „An Auswärtiges Amt. Ges. Ruehle. Tel. No. 170 vom 4. 4. 43 auf Nr. 122 vom 12. 2. 43. Schallplatten mit arabischer Musik Lieder und Koran werden auf meine Veranlassung zur Zeit von Propaganda-Zug Tunis hergestellt. Bisher fertiggestellte Platten brachte Propagandazugführer Oberleutnant Haupt vorige Woche selbst nach Berlin. // Auswärtiges Amt, Gesandter Ruehle. Nr. 175 vom 6. 4. 43. Erbetene Schallaufnahmen durch Führer Prop.-Zug Tunis Oberleutnant Haupt nach Berlin mitgenommen. gez. Rahn.“⁷² Die Schallaufnahmen wurden also in Berlin zu Propagandasendungen zusammengestellt und dann über diverse Frequenzwellen nach Tunis ausgestrahlt. Anschließend könnten sie dann ins Phonogramm-Archiv gewandert sein. Endlich eine plausible Erklärung für die wundersame Vermehrung der Schallplatten! Der Gesandte Rahn, wie er stolz behauptete, ließ auch einmal seine Stimme in mythischem Ton auf eine Wachsrolle aufnehmen, um sie bei

⁷² PA AA, R 27766 Handakte Rahn, Tel. Nr. 170//175.

jeder Sendung vorweg tönen zu lassen. Ein Phonograph stand also zur Verfügung und konnte von Schneider in seiner Freizeit zu Aufnahmen benutzt werden, z.B. der von ihm so geschätzten Berber auf der Insel Djerba, wo Lachmann einst die Ohrfeige bezeugte. Über die Verbreitung der Sendungen, an denen Schneider in irgendeiner Funktion beteiligt war, geben einige Telegramme Aufschluß: „Für Ges. Rühle Tel. Nr. 69 v. 29. 1. 43. Der Sender Tunis hat am 25. 1. einen Kurzwellensender auf Welle 20, 68m, 14.500 khz. in Betrieb genommen. Es wird gebeten durch Senderdienst Seehaus, Aussenstelle Paris des Sonderdienstes und Generalkonsulat Tanger den Sender abhören zu lassen und Empfangsverhältnisse mitzuteilen. Sendezeit arabisch: 7.30 - 8 Uhr, (etc.), Sendezeit französisch 8 - 9 Uhr (etc.) gez. Rahn.“⁷³ Die Einrichtung von Sendefrequenzen wurde immer mehr zum Wettlauf mit der Zeit. Die Alliierten rückten näher.

Die Bombardierungen des Seehafens Bizerta begannen. Man griff wie so oft zu Strafaktionen. Ein Telegramm findet sich, das beleuchtet, wie die Juden der Insel Djerba behandelt wurden, über die ja Robert Lachmann eine musikethnologische Monographie verfaßt hatte (die posthum 1940 an der Hebrew University in Jerusalem veröffentlicht wurde). Drei Jahre später wird dieses Telegramm aus Berlin nach Tunis besonders beziehungsreich: „Berlin den 18. 3. ,Circular Empax Morse`meldet aus Lissabon 17. 3.: Als Deutsche Insel Djerba verlassen mußten, festnahmen sie vier Rabbiner als Geiseln und forderten Lösegeld von 100 Pfund in Gold. Bei Nichtzahlung Lösegelds sollten Rabbiner erschossen werden. Jüdische Frauen opferten ihre Ringe, Armreifen und ihre anderen Schmuckstücke aus Gold. Männer gaben alles Gold her, das sie besaßen. Aber eine Stunde vor Ablauf Ultimatum fehlten immer noch 20 Pfund; man mußte daher das Gold nehmen, das sich an der Wand der Synagoge befand, sowie kostbare Verzierungen um die geforderte Summe aufzubringen und das Leben der Rabbiner zu retten. Erbitte Drahtbericht.“⁷⁴ Diese Pressemeldung aus Lissabon bestätigt, daß eine Anordnung vom 24. 12. 1942 durchgeführt wurde. Dort hieß es: „Das internationale Judentum für anglo-amerikanischen Angriff gegen Nordafrika verantwortlich, wurde durch Einsatzkommandos Sicherheitspolizei und SD von jüdischem Vermögen Summe von zwanzig Millionen erhoben und gemischtem arabisch-italienisch-französischem Komitee zu Sofortunterstützung Bombengeschädigter übergeben. Falls feindliche Bombardierung Zivilbevölkerung fortführt, werden weitere Beträge erhoben.“⁷⁵ Die Achse zerbrach bald darauf. Am 7. 5. 1943 fielen Tunis und Bizerta in alliierte Hände. Schneider verließ mit den letzten Flugzeugen den zusammenbrechenden Brückenkopf Tunis und wurde krank geschrieben, Skorbut, Magengeschwüre.

⁷³ PA AA, R 27766 Handakte Rahn, Tel. Nr. 69.

⁷⁴ PA AA, R 27768 Handakte Rahn, Tel. Nr. 248.

⁷⁵ PA AA, R 29597 St.S.Frankr. Bd. 12, Tel. Nr. 18.

Seine erste Frau - der Vater war der Verleger Tost - schrieb Anfang Januar 1943 einen Brief an die Musikhochschule, der sich im dortigen Archiv findet: „Der Hochschule für Musik war in früheren Jahren das Phonogramm-Archiv angegliedert. Nun benötige ich für meinen Mann, der z.Zt. im Felde ist, aus beruflichen Gründen eine Angabe, wann mein Mann offiziell mit der Leitung des Archivs betraut worden ist. [...] Frau Marius Schneider. Berlin Zehlendorf, Schlickweg 12.“⁷⁶ Dorthin kehrte Schneider zurück. Dieses Schreiben ist wohl im Zusammenhang mit der Ernennung zum Kustos am Staatlichen Institut für Deutsche Musikforschung in Berlin zu sehen. Immerhin wurde er bereits am 17. 3. 1942 zusammen u.a. mit Fellerer zum ordentlichen Mitglied des Staatlichen Instituts für Deutsche Musikforschung ernannt. In der gleichen Sitzung wurde Dr. Blume als Nachfolger des verstorbenen Dr. Schering berufen. Da Blume und Schneider sich verstanden, dürften die Differenzen, die Schneider mit dem Institut hatte, mit der neuen Leitung beigelegt gewesen sein - wenn da nicht zwei Gutachten, die im Münchner Institut für Zeitgeschichte gefunden wurden, einen Strich durch die Rechnung gemacht hätten. Sie belegen klar, daß Schneider auch 1943 noch in Dissidenz zur Parteilinie stand: „(Abdruck an das Hauptamt Wissenschaft der Dienststellen des Reichsleiters Rosenberg) 11. Dez. 1943. An die Partei-Kanzlei München 33. Wir sollten Ihnen bis 1. 12. eine Stellungnahme zukommen lassen, ob Marius Schneider zum Kustos am Staatl. Inst .f. dtsh. Musikforschung in Berlin geeignet sei. Da wir auf verschiedene Anfragen bei Gewährsleuten aus Berlin vermutlich infolge der letzten Angriffe noch keine Antwort haben, können wir auch noch nicht endgültig Stellung nehmen. Wir können Ihnen einstweilen nur sagen, daß die wissenschaftliche Befähigung von Schneider nicht in Abrede gestellt wird, jedoch wird er, soweit wir bis jetzt sehen, als ein lebensfremder Intellektueller betrachtet, der keine Berührungspunkte mit der nationalsozialistischen Weltanschauung hat. Nach uns bereits vorliegenden Unterlagen kommt er als Jugenderzieher und für die Universitätslaufbahn jedenfalls nicht in Frage. Wie weit er zum Kustos geeignet ist, können wir erst nach Beantwortung aller Anfragen Ihnen mitteilen. Immerhin sollte es für Sie auch aufschlußreich sein zu hören, daß Schneider im Jahre 1934 seine Werke folgendermaßen datiert hat: Berlin, Maria Lichtmeß 1934 und das zweite: Berlin, am Feste Aller Heiligen 1934. Sein Gedanke, der in dem Werk ‚Geschichte der Mehrstimmigkeit‘ ausgesprochen wird, ist, die Frühzeit der europäischen Musik durch Vergleich mit der jetzt in Phonogrammen aufgenommenen Musik der Naturvölker zu erklären. Dieser Gedanke hat immerhin etwas bedenkliches, weil dabei von vornherein der Rassenstandpunkt außer Acht gelassen wurde.“⁷⁷ Sollte sich der verdutzte

⁷⁶ HdK-Archiv, Bestand 1, Nr. 2621, 2 Bl.

⁷⁷ Institut für Zeitgeschichte München, Archiv, MA 116/15.

Rechercheur mit seiner bei Schneider festgestellten Rund- und Spitzkopfforschung getäuscht haben (wenn ein Parteigutachten dies in Abrede stellt)? Am 4. 1. 1944 folgt ein vernichtendes Gutachten seines Intimfeindes Dr. Gerigk. Damit ist es vorbei mit der Verbeamtung: „An das Hauptamt Wissenschaft im Hause. Da ich unsere Unterlagen über Schneider nicht zur Hand habe, kann ich nur eine vorläufige Stellungnahme abgeben. Seine Ernennung zum Kustos am Staatl. Inst. f. dtsh. Musikforschung in Berlin vermag ich nicht zu befürworten. Die wissenschaftliche Arbeit Schneiders erstreckt sich auf Themen der Vergleichenden Musikwissenschaft und auf Forschungen über die Anfänge der Mehrstimmigkeit. (Die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind umstritten.) Auch wir machten die Beobachtung, daß er keine Berührungspunkte mit der nationalsozialistischen Weltanschauung hat. Er soll streng-gläubiger Katholik sein, und wie mir von Augenzeugen versichert wurde, hängt seine Wohnung voller Heiligenbilder. Es trifft zu, daß er ein lebensfremder Intellektueller ist, der sich außerdem in seiner bisherigen Stellung am Museum für Völkerkunde in Berlin menschlich sehr kleinlich gegenüber Fachgelehrten benommen hat. Er wacht eifersüchtig über die ihm anvertrauten Schätze und läßt selbst Fachgelehrte nur ungern daran arbeiten. Schon aus diesem Grund dürfte Schneider ungeeignet für den Posten sein, für den er jetzt in Vorschlag gebracht worden ist. H.H. [in Sperrdruck] Gerigk“⁷⁸ Am 25. 1. 1944 geht die Ablehnung an die Partei-Kanzlei.

Dies dürfte das Aus für die wissenschaftliche Karriere Schneiders nach seiner Rückkehr aus Tunesien gewesen sein. So wundert es den perplexen Rechercheur gar nicht, daß ihn Higinò Anglès 1944 ins katholisch-syndikalistische Spanien einlud. Es gelang, nachdem ihm die Militärbehörde und das Reichsministerium Urlaub erteilt hatten. Anglès, der während des spanischen Bürgerkriegs Zuflucht in München gefunden hatte, kannte und schätzte Schneider. So schreibt er im Gutachten zu seiner späteren Berufung nach Köln (deponiert im Hochschularchiv der HdK Berlin): „Eine der größten Freuden meines Lebens war es, Marius Schneider im Jahre 1944 zu retten und ihm einen Posten am spanischen musikwissenschaftlichen Institut in Barcelona zu besorgen. Auch konnte ich verhindern, daß er von den Amerikanern verpflichtet wurde.“⁷⁹ Die Großzügigkeit der Amerikaner, ihn ein Jahr nach Kriegsende zu einer Lehrtätigkeit an die Columbia University zu holen, ist erstaunlich. Es dürfte auf Schneiders jüdischen Kollegen George Herzog zurückzuführen sein, mit dem er während seines Studiums in Berlin ab und zu vierhändig Klavier gespielt hatte. Es erinnert ein wenig an Danckert, dem Jaap Kunst nach dem Krieg Care Pakete zukommen ließ.

⁷⁸ Ebenda, MA 116/15.

⁷⁹ Gutachten Higinò Anglès für M.S., Rom 9.7.1955, Universität Köln, Archiv, Bestand Zug. 197/903.

Um mehr über George Herzog herauszufinden, stöbert der Re-
 cheur in der *Ethnomusicology* von Jaap Kunst. Er traut seinen
 Augen nicht, wie gleich zu Beginn dieses Standardwerkes
 Autoren aufgezählt werden, die rassische Terminologien ver-
 wendet haben, die weit über die von Schneider hinausgehen. Was
 zudem erstaunt, ist, daß Kunsts verbindende Worte der Gedan-
 kenwelt Schneiders ähneln: „Truly, it is not only the inter-
 vals and the rhythm which, next to the special musical forms,
 are characteristic of the manifestations of a race. The
 manner, the style, of performance is at least as important
 [...] - one must have heard them to realize to the full degree
 to which a race is characterized by its style of interpre-
 tation. More and more this is being acknowledged and under-
 stood.“⁸⁰ Wie hieß es doch noch bei Schneider (siehe Anm. **):
 „Die Vortragsart ist ein Rassekriterium, der Vortragsstil ein
 Kulturkriterium.“ Bei Jaap Kunst klingt dies etwas spaßiger:
 „Elk vogeltje zingt zoals het gebekt is.“ Hier soll ein Brief
 eingefügt werden, den der perplexer Recheur an eine
 holländische Kennerin der Schriften von Jaap Kunst schrieb:
 „Vielleicht hat Sie mein letzter Brief nicht erreicht, worin
 ich fragte, ob M. Schneider mit J. Kunst Korrespondenz hatte.
 Ich nehme an nach 1945, da er ja ab der dritten Auflage von
 ‚Ethnomusicology‘ mitarbeitete. Was ich sehr seltsam finde,
 ist, daß J. Kunst im ersten Kapitel, Seite 2, 12, 13 deutsche
 Autoren referiert, von denen er gewußt haben muß, daß deren
 erwähnte Beiträge über Musik und Rasse während des Nazi-
 Regimes geschrieben worden sind. Könnte es sein, daß diese
 Artikel nicht in der ersten Auflage erwähnt waren, und erst
 später durch Mitarbeiter Eingang fanden? Wann wurde die erste
 Auflage publiziert? Ich weiß, all diese Fragen berühren eine
 unangenehmen Teil meiner bzw. unserer Vergangenheit. Natürlich
 geht Jaap Kunst von der Kulturkreislehre aus, wie seine Auf-
 sätze zeigen, z.B. der über die ‚Pontische Wanderung‘ (Jaap
 Kunst, ‚Kulturhist. Bez. zw. dem Balkan und Indonesien‘,
 Amsterdam 1953). Aber Autoren, die in besagtem Standardwerk
 aufgezählt sind, wie Heinitz, Bose, Danckert, Waldmann,
 Hübner, Klusen schrieben alle mehr oder weniger in einer
 rassischen, wenn nicht rassistischen Terminologie. Es wäre
 sehr hilfreich, wenn Sie auf meine Fragen eingehen könnten.
 Sincerely.“ Damit der Brief eine menschliche Note gewinnt,
 schreibt der Recheur ihn auf die Rückseite seiner kurzen
 Komposition: „Wanda Landowskas verschwundene Instrumente“. Ab
 die Post.⁸¹

⁸⁰ Jaap Kunst, *Ethnomusicology*, Den Haag 1974, S. 12.

⁸¹ Nach Abschluß der Recherche wurde bei einem Besuch im Ethnomusicologisch
 Centrum „Jaap Kunst“ Amsterdam, von dessen Leiter Prof. Ernst Heins,
 Einsicht in die Briefe von Jaap Kunst nach 1940 gewährt. Es fand sich u.a.
 ein Brief vom 30.10.1942 aus dem Phonogramm-Archiv Berlin,
 unterschrieben von Fräulein Seidel, der eine Anfrage enthält, ob Jaap
 Kunst Zeit für einen Besuch Schneiders hätte. Diese Anfrage wurde in einem
 Antwortschreiben am 6.11.1942 von Jaap Kunst positiv beantwortet, und
 Schneider wurde gebeten, Kunst in seiner Wohnung außerhalb Amsterdams zu
 besuchen. Diese beiden Briefe belegen, daß Schneider sich von August 1940

Schneider packte auch ein ‚Care Paket‘, eines mit vielen Materialien aus dem Phonogramm-Archiv, bevor er sich nach Barcelona aufmachte und grimmig Berlin verließ. Er kehrte nie mehr dorthin zurück. In Barcelona rief er das Spanische Volksliedinstitut ins Leben, und nachdem Higinio Anglès als Direktor der päpstlichen Musikhochschule nach Rom berufen wurde, übernahm Schneider den Lehrstuhl für Musikwissenschaft des Consejo superior der Universität Barcelona. Er erlebte den Niedergang des Faschismus nicht, sondern begab sich, im Gegensatz zu seinen Kollegen, die die Götterdämmerung miterleben mußten, auf eine Art Heimkehr zu seiner ordo catholica.

Die Rolle des in Spanien herrschenden Katholizismus in Bezug auf die Neutralitätswahrung, sei hier durch einen Bericht eines V-Manns beschrieben, der im Januar 1943 streng vertraulich aus Spanien nach Berlin gesandt wurde: „Franco sprach in einer seiner letzten großen Reden vom Endsieg der ‚Neuen Ideen‘ und betonte, daß die spanische Stärke im Geistigen liege. Wenn man solche Begriffe wie ‚Europa‘ und ‚Neue Ideen‘ aus spanischem Mund hört, muß man sich davor hüten, sie mit dem zu identifizieren, was ein Deutscher darunter versteht. Geht man dem nach, was in Spanien unter diesen Begriffen verstanden wird, so landet man unweigerlich beim Katholizismus. Die katholische Kirche nimmt im heutigen Krieg keine ausgesprochene politische Haltung ein, aber ihre Diener befinden sich in allen Lagern. Das Christentum und der Katholizismus sind ein besonderes Steckenpferd der Alliierten, das sie in der spanischen Politik reiten lassen. Bekannt ist die Freundschaft Roosevelts mit den amerikanischen Katholiken; der amerikanische Botschafter in Madrid ist Katholik. Die spanische Propaganda hat sich nie gegen USA gewandt, im Gegenteil. Die katholische Kirche rechnet mit ihrem Endsieg, der durch die allgemeine Katastrophe ermöglicht werden soll, in der der Krieg ihrer Meinung nach enden wird. Hier sieht Spanien seine

bis zu diesem Zeitpunkt in Frankreich, Belgien und Niederlande aufgehalten haben muß (und er nicht, wie in seiner autobiographischen Skizze angegeben, während dieser Zeit in Nordafrika zur Betreuung von Kriegsgefangenen war). Ob der Besuch bei Jaap Kunst ein privater, wissenschaftlicher oder militärischer war, läßt sich nicht feststellen. Es darf aber ein Zusammenhang mit seinen Aufgaben in der Abwehr des OKW vermutet werden. Darauf läßt auch schließen, daß er in Paris, unter etwaiger Verwendung einer fingierten Adresse (Jules Sussfeld/Éclaireurs de France), u.a. Zugang zu Kreisen des Musée de L'Homme hatte. Es ist bekannt, daß dort ein großer Teil der Ethnologen dem Widerstand angehörte. Auch Bernard Ijzerdraat, der Schüler von Jaap Kunst, der während der deutschen Okkupation ein Gamelan-Orchester unter großen Schwierigkeiten bauen ließ, war durch seinen Vater mit dem holländischen Widerstand verbunden. So war der Besuch Schneiders bei Jaap Kunst unter Umständen nicht rein privater Natur. All das läßt sich allerdings nicht belegen und muß als bloße Spekulation gewertet werden. Die anfangs erwähnten Vorwürfe seiner Nachfolger im Phonogramm-Archiv, Schneider hätte gegen die Resistance agiert, könnte durch den bis dato verschwiegenen Frankreicaufenthalt 1940-1942 wieder Rückhalt bekommen. Zumindest darf dies weiterhin nicht ausgeschlossen werden.

Zukunft."⁸² Auch für den Neuankömmling bot Spanien viel Zukunft. In dem *Anuario Musical* veröffentlichte Schneider zahlreiche Studien zur spanischen Volksmusik, wie auch zur Musik Brasiliens, der Philippinen, West- und Nordafrikas. Die Quellen stammen aus dem Paket, das er aus Berlin mitgenommen hatte. Endlich hatte er Zeit, die liegengebliebenen Projekte aufzuarbeiten. Es folgten die in ihrer Originalität sehr inspirierten Studien: *El origen musical de los animales simbolos* (1946), *La danza de espadas y la tarantela* (1947), *Los cantos de lluvia en Espana* (1949) und *Singende Steine* (1952), sein wohl bekanntestes Werk. Sodann begann er, Kongresse zu organisieren, so den im Juni 1952 in Palma de Mallorca, wo der Dichter Robert Graves seine schwerblütige und faszinierende *White Goddess* (London 1948) schrieb. Ob sie sich begegneten? Wenn man die mythische Sicht dieses Magnum Opus mit der im Entstehen begriffenen Kosmogonie vergleicht, könnte man dies vermuten.

11

Jemand, dem er sicher begegnet sein muß, ist Alan Lomax. Allerdings eine Begegnung der höchst unerfreulichen Art, wie sich dem CD Beiheft der reedierten „Alan Lomax Collection“ (Rounders CD 1700) entnehmen läßt. Lomax, der amerikanische Folksong Forscher versuchte, im Auftrag der Columbia Records Aufnahmen in Spanien zu machen. Nachdem er in USA in Konflikt mit McCarthy gekommen war, befand er sich auf Folksong-Suche in Europa. Er war ein gebranntes Kind im Umgang mit autoritären Charakteren: „In the summer 1953 [1952], I was informed by Columbia that publication of my series depended on my assembling records of Spanish folk music; and so swallowing my distaste for El Caudillo and his works I betook myself to a folklore conference on the island of Mallorca with the aim of finding myself a Spanish editor. At that time I did not know that my Dutch travelling companion was the son of the man who had headed the underground in Holland during the German occupation; but he was recognized at once by the Professor who ran the conference. This man was a refugee Nazi, who had taken over the Berlin folk song archive after Hitler had removed its Jewish chief and who, after the war, had fled to Spain and was there placed in charge of folk music research at the Institute for Higher Studies in Madrid. When I told him about my project, he let me know that he personally would see to it that no Spanish musicologist would help me. He also suggested that I leave Spain. I had not really intended to stay. This, however, was my first experience with a Nazi, and as I looked across the luncheon table at this authoritarian idiot, I promised myself that I would record the music of this benighted country if it took me the rest of my life. [...] The blackheaded and dreadful Guardia Civil had me on their lists -

⁸² Militärarchiv Freiburg, RW 5/V.649, Sp. Nr. 64, 9 Bl.

I will never know why, for they never arrested me. But apparently, they always knew where I was. No matter in what god forsaken, unlikely spot in the mountains I would set up my gear, they would appear like so many black buzzards carrying with them the stink of fear - and the musicians would lose heart. It was time to leave Spain. Spain in spite of my Nazi Professor, was on tape."⁸³ Olé! Das wär's nun: Nazi-Professor. Griffiger Titel. Die direkte, flotte Art von Lomax läßt den mühselig abwägenden Rechercheur auch etwas skeptisch zurück. Zudem läßt sich diese fixe Zuschreibung nach dem, was bereits recherchiert wurde, nicht aufrecht erhalten, wurde Schneider ja gerade noch von seinem Intimfeind Gerigk als weltfremder Intellektueller „ohne Berührungspunkte mit dem Nationalsozialismus“ abqualifiziert, was auch zu relativieren wäre, da der Ultra-Nazi Gerigk natürlich radikalere Ausgrenzungsmaßstäbe hatte. Übrigens muß der travelling companion, laut der Jaap Kunst-Kennerin van Roon, Bernard Ijzeraat gewesen sein, ein Schüler von Jaap Kunst, der das erste Gamelan Orchester in Holland gründete und dessen Vater im Widerstand gegen die deutschen Okkupanten war (siehe Fußnote ⁸¹). Schneider kannte ihn via Jaap Kunst und nicht via Abwehr, wie Lomax hier unterstellt. Und doch zeigt die journalistische Verkürzung von Alan Lomax ein treffendes Bild der düsteren, autoritären Atmosphäre, in der Schneider nun waltete.

Eine andere Stimme dieses Folklore-Kongresses ist im Jahrgang 1953 der „Musikforschung“ nachzulesen. Der Berichtersteller hebt hervor: „Zur Begrenzung des Arbeitsthemas standen Schwert- und Stocktänze im Mittelpunkt der Erörterung. Marius Schneider referierte über die Erklärung der verschiedenen Phasen des Schwerttanzes auf Grund mythologischer Vorstellungen.“⁸⁴ Es befremdet das Sensibelchen von Rechercheur doch ein wenig, daß sieben Jahre nach Kriegsende der Schwerttanz im Mittelpunkt einer Tagung steht. Das klingt nach Wiederaufrüstung auch der Musikwissenschaft - oder ist das kleinlich? Jedenfalls, wenn man „Die Musikforschung“ in Deutschland nach 1945 betrachtet, wird einem doch leicht flau zumute. Blume, der seine MGG atonalrein hält und die im KZ umgekommenen Komponisten nicht eines Lexikonbeitrags für würdig hält. Die Sache schlägt unserm Rechercheur ziemlich auf den Magen. Er wadet im Nachkriegssumpf und möchte doch hinaus ins Freie. Die Kontinuität, mit der die Musikwissenschaft ihre Projekte und Haltungen in die Nachkriegszeit hinüberrettete, läßt den professoralen Besserwisser an den Unverbesserlichen verzweifeln. Die gegenseitige Berufung der Kollegen nach 1945 an zunächst entnazifizierte Hochschulen mit einer höchst korrupten Gutachterpraxis stellte den alten status quo bald wieder her. Ein Lügengebäude errichtete sich die Musikwis-

⁸³ The Alan Lomax Collection (Rounder CD 1700), Cambridge, Mass. 1997, Beiheft, S. 51ff.

⁸⁴ Walter Salmen, *Congreso y Certamen Internacional de Folklore, 1952 Palma de Mallorca*, in: *Die Musikforschung* 1953, S. 372.

senschaft nach dem Krieg und verpaßte so, gedeckt von dem neuen West-Ost Konflikt, ihre Aufarbeitung. Was noch 1944 wegen Papierknappheit unrealisiert blieb, fand dann ab 1948 leicht frisiert Eingang in „Die Musikforschung“, Organ genau des Kreises von Musikwissenschaftlern, die hier Revue passierten. Man erinnere die Studie von Ewald Jammers über den gregorianischen Choral, der ja eine urgermanische Angelegenheit sein sollte, die „aus eigener Schaffenskraft die fremdrassige sogenannte Gregorianik überwunden hat“. 1952 konnten die *Gregorianischen Studien*⁸⁵, wie sie dann fesch genannt wurden endlich veröffentlicht werden, allerdings verschwand nun das Völkische hinter Spießbergardinen. Diese engstirnigen Hosenträger-Musikologen waren dem weltmännischen Schneider ein Greuel. Hierher gehörte auch Fellerers Werbungsversuch in einer schweizerischen Musikzeitschrift vor Kriegsende, der dort Platons *Staat* heranzog, um Isolation von jeglichen Außeneinflüssen als Voraussetzung einer neuen Musikwissenschaft zu fordern. Daß Platons *Staat* als Modell des Faschismus gelesen werden kann, darauf hat schon Karl Popper hingewiesen. *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, Bd. 1, Bern 1957. Isolationsphobien brauchte der ins ‚neutrale‘ Spanien aufgebrochene Schneider nicht mitzumachen, keine Papierknappheit, kein Fragebogen, keine Care-Pakete.

12

Man muß sich angesichts dieser Vertuschungsversuche einer Wissenschaft, die ihr Vorbildsein spätestens da verspielt hat, fragen dürfen, wie dies nach einem halben Jahrhundert zu bewerten ist. Amnestie einer Amnesie: Wäre dies nicht angebracht? Frank Rutger Hausmann entwickelt in seiner Studie über die Fachgeschichte der Romanistik im Dritten Reich *Aus dem Reich der seelischen Hungersnot* eine andere Maxime: „Wer als Sprach- oder Literaturwissenschaftler“ (Musikwissenschaftler ebenso) „in seinen Schriften rassenbiologisch und völkisch argumentiert, deutschen Lebensraum reklamiert, den Krieg begrüßt und verteidigt, germanische Kultur über die der romanischen Völker stellt, italienische, spanische und portugiesische Faschisten als Brüder im Geiste feiert, gegen Juden, Kommunisten, Sozialisten, Pazifisten, Freimaurer, Christen oder ethnische und religiöse Minderheiten polemisiert, darf nicht exkulpiert werden und keinerlei Nutzung von Handlungsspielraum reklamieren, auch wenn er nur eine dieser Positionen einnimmt.“⁸⁶

Die Schrift von 1948, *La danza de espadas y la tarantela*, die den Schwerttanz als Heilungsritual untersucht, zeigt deutlich im Kapitel „La Curacion“, daß Schneider drei Jahre, nachdem

⁸⁵ Ewald Jammers, *Gregorianische Studien* in: Die Musikforschung, 1952, S. 24ff.

⁸⁶ Frank Rutger Hausmann, *Aus dem Reich der seelischen Hungersnot*, Würzburg 1993, S. 7.

das Unheilsregime zusammengebrochen war, das sich auf seine Fahnen die Swastika schrieb, just dieses Zeichen wieder als heilungstiftend anpreist. Er erwähnt nicht mit einem Wort, was im Namen dieses Zeichens angerichtet wurde, so als wäre das Emblem dieser Unheilszeit, die er hautnah miterlebt hatte, unbelastet weiter benutzbar. Stilles Einverständnis oder Verdrängung? So rückt er, wie wäre es auch anders zu erwarten, dem Begriff Swastika ethymologisch auf den Leib und entdeckt, wen wunderts, Sanskritwurzeln: „su“ und „as“⁸⁷, was soviel wie „gut“ und „sein“ heißt. Das Hakenkreuz, ach, laß es gut sein. Genug davon. Aber er legt noch zu: Der Tierkreis wird dann mit dem Polarstern als „Imperator des Universums“ im Zentrum einer Swastika gelesen. Der Hinweis, daß dieses Denken Millenien alt ist, entschuldigt nicht, daß man es drei Jahre nach dem 1000jährigen Reich wieder scheinbar unbelastet aufgreift. Der Rechercheur, voll stiller Wut darüber, daß er diese nicht revidierte Position erst jetzt entdeckt, kann dies nur als Ausdruck einer durch Kriegswirren strapazierten Seelenlandschaft begreifen. Im Untertitel des Essays steht „sobre los ritos medicinales“. Schneider suchte Heilung, indem er sich das Gift noch einmal verabreichte. Der Text in MGG findet sich allerdings gereinigt von der Swastika-Analogie, und so wurde dieser lexikalische Eintrag über die Tarantella für den Rechercheur vor einem Vierteljahrhundert zum unverfänglichen Beginn einer „liason dangereuse“:

„Die durch einen Spinnenbiß infizierte Person erleidet Atemnot, Herzbeschwerden, Schüttelfrost, große Schmerzen, starken Brechreiz, deliriumhafte Zustände und Körpererstarung (besonders am Hals, Kehlkopfkrämpfe). Erleichterung kann nur durch starke Bewegung erfolgen, die jedoch ausschließlich durch eine die Körperstarre lösende Musik hervorgerufen werden kann. Die Heilung tritt meist im späten Vormittag ein. Die Musik, die (nach Cid) ‚dem Gift proportioniert‘ sein muß, soll aus einer Mischung von ‚fandango y follas‘ bestehen. Besonders häufig scheint aber auch der 6/8-Takt gewesen zu sein. [...] Der Satz muß so ‚rasend‘ vorgetragen werden, daß der Kranke zum Tanz gezwungen wird, selbst wenn er im normalen Leben nie getanzt hat. Er darf in keinem Augenblick unterbrochen werden; andernfalls kommen die Schmerzen zurück. Dauert der Tanz mehrere Stunden (es ist sogar von 2-3 Tagen und Nächten die Rede), so lösen verschiedene Musiker einander ab. Je höher und schärfer der Ton, umso größer seine Wirksamkeit. Man hat

⁸⁷ M.S., *La danza de espadas y la tarantela*, Barcelona 1948, S. 69ff.: „El camino de la antigua svástica magalítica se revela como el camino de la curación, de la salud y de la curación, de la salud y de la prosperidad. Confirmase esto por el desarrollo de las danzas de espadas (...) y por la etimología de la palabra svastica. Hay en ella las dos palabras sánscritas su y as, que significan bien y ser, las cuales expresan un deseo de bienestar y de ventura. Sus ganchos, retorcidos siguiendo la dirección del curso del sol, son los barcos de la vida, o sea, las diferentes etapas que pasa el enfermo para conseguir la curación.“

verschiedentlich versucht, dieser Musik eine effektive medizinische Kraft zuzuschreiben. [...] Es ist (aber) bei dem gegebenen Tatbestand kaum möglich, der Tarantella eine andere Bedeutung als die eines Ritus zuzuschreiben, womit allerdings noch nicht gesagt ist, daß bei einem bestimmten Menschentyp ein Ritus an sich nicht heilwirkend sein könnte. [...] Es hat den Anschein, als ob die Tarantellas eine Sonderform der Schwerttänze bildeten, weil die ganze rituelle Verhaltensweise dieser Tänze auch in der Tarantella wiederkehrt. Sie stellt die Rückkehr von der nächtlichen, stummen Totenwelt, an deren Pforte die Kranken stehen, zum hellen („klingenden“) Tag des Lebens dar. Von der Totenwelt, in der die Toten Stimme und Erinnerungsvermögen verlieren, versuchen sie, sich aus dem unreinen Gewässern des Todes emporzuschwingen und durch Krächzen, Klagen und akrobatische Übungen (Kopf nach unten) ihr Schicksal zu wenden. Sie kämpfen mit Stimme, Tanz und Waffe gegen böse Geister, sehnen sich nach klarem Wasser (Tau) und dem Morgenrot und erreichen bei dem alles austrocknendem Sonnenlicht im späten Vormittag ihre Heilung. [...] Der ganze Vorgang besteht in einem Kampf um die Wiedergewinnung der Stimme, die nach uralter Auffassung das schöpferische Prinzip des Lebens ist.“⁸⁸

Dieser Lexikonfund veranlaßte den jungen Suchenden 1973 anläßlich der „Kölner Kurse für Neue Musik“ zum Thema Musiktherapie, mit Mauricio Kagel in der Nervenklinik Bonn abgehalten, an Schneider zu schreiben. So entstand der Kontakt mit ihm vor 25 Jahren, der zunächst bestärkt wurde durch die faszinierten Berichte über seine Kölner Vorlesungen. An denen nahmen neben dem Schlagzeuger Caskel (dessen Vater, der Orientalist Professor Caskel, Schneider öfters ein „signe de vie“ übersandte), Monika Lichtenfeld, Hans Rudolf Zeller und Rudolf Haase teil. Zugleich war er irritiert über die Verschwiegenheit seiner Schüler Professor Günther und Professor Kuckertz. Warum kam nie eine Festschrift Schneiders zustande? Der junge Enthusiast glaubte, man nehme Schneiders spekulative Spätschriften nicht ernst, und engagierte sich daraufhin vehement für seine Schriften, die er in der Kölner Musikwissenschaft einsah. Der junge Provo bemerkte damals zu diesem unheimlichen Ort in seinem Tagebuch: „In der Musikwissenschaft war ich auch, obwohl ich mich da sehr widerwillig hinauf bewege, den Blick auf den Boden, auf den Naturstein gerichtet. Das einzig Schöne ist das Treppensteigen, das Entdecken all dieser Versteinerungen. Nur sieht man dann auch die Leute in der Musikwissenschaft als Versteinerte hinter ihren Tischen sitzen, totaler Mief, Büroneurotiker. Nun, ich konnte mich überwinden, eine halbe Stunde zu warten bis der gnädige Herr kam und meine Zettel abholte mit der Bemerkung, er mache Feierabend, und wie ich ihn dezent darauf hinwies, daß ich

⁸⁸ M.S., *Tarantella*, in: MGG, Kassel 1966, S. 117ff.

bereits zehn vor vier den Zettel dorthin gelegt habe und er meinte, er wisse genau, daß es nicht so sei. Jedes Mal, wenn ich da rauf komme kriege ich das große Kotzen in diesem Affenstall. Mumien, tote Seelen.“⁸⁹ Die Beklommenheit und das „Silentium“-Zeichen spürt er heute noch ganz physisch, wenn er an diesen Ort denkt. Er nahm damals alle Schneider-Karteikarten aus dem Kasten und legte sie, obwohl nicht gestattet, auf das Kopiergerät und stellte sich so seine eigene Bibliographie zusammen. So komponierte er auch eine *Spanische Reise des Oswald von Wolkenstein* (1976) nach Schneiders Studien zur Mittelmeermusik: Die tunesische Nuba ed Dhil. Der begeisterte Komponist und Feldforscher hatte bei einer seiner Reisen in der Oase Siwa ein Qanun gekauft, wo er viele Aufnahmen machte, darunter auch zum erstenmal Frauenlieder. So konnte die Kontrafaktur der tunesischen Nuba auch mit nordafrikanischen Instrumenten, die Pendanten der europäischen waren, gespielt werden. Die Uraufführung im WDR wurde von dem Neuen-Musik-Publikum belächelt, das Stück nie wieder gespielt. Noch einmal bewegte man sich in die Kölner Musikwissenschaft. Diesmal gemeinsam mit Clarence Barlow und Kevin Volans. Schneider war längst emeritiert und schrieb in Marquartstein an seiner Kosmogonie. Die drei Komponisten hatten Soundscape-Studien zur Realisierung mit Mitteln der DFG beantragt. Aufnahmen waren geplant von Musik in drei Regionen, zusammen mit den Klängen der jeweiligen Umgebung in auf 24 Minuten gestauchten Tageszyklen. Die Orte sollten sein: Kalkutta, Zululand und die Musik der Zigeuner auf ihrem Weg von Indien nach Europa. Zigeuner? Der Antrag wurde abgelehnt. Engherzig wie das Gutachten, das darüber befand, daß Musiker der „dritten Welt“, die in Deutschland auftreten, nicht durch die Gema geschützt sind. Es handle sich nicht um komponierte Musik. Juristisch nichts dagegen einzuwenden, aber es war symptomatisch, daß im Kölner Institut in dieser Zeit nur aus zweiter Hand, sprich von Schallplatten transkribiert und dissertiert wurde und immer nur mit Objekten, weniger mit musizierenden Menschen umgegangen wurde, schon eher mit musizierenden Engeln, wie die Sammlung von Dr. Kümmerling belegte. Diese Schmetterlingssammlung - wir haben erfahren, wie die Schellackplatten zusammengetragen wurden - ließ Schneider - so war es der Wunsch des Sammlers - auf Glas legen. Und dort liegt sie noch heute, wie übergroße Hostien im gläsernen Archiv.

Hatte der Unverfrorene damals doch nicht geahnt, daß er eines Tages selbst auszog, um in Archiven das Fürchten zu lernen. Jetzt sitzt er selbst ausgehöhlt von seinen Höhlenforschungen da. Er möchte die Suche beenden. Wo ist der Ausgang aus dem Labyrinth? Etwas unbeteiligter als früher streift er über den antwortenden Brief mit Schneiders krakeliger, winziger Schrift zum Thema Heilen durch Musik. „Sie wagen sich an ein recht

⁸⁹ Walter Zimmermann, *Pays sans frontière. Klangtagebuch meiner Fahrten zwischen Liège und Köln*, in: MusikTexte 12, Köln 1985, S. 44.

kompliziertes Problem. Die Literatur wird Ihnen nicht viel weiter helfen. Viel schwieriger ist es Klangbeispiele zu finden. Meine eigenen Aufnahmen (auf Folien von 1935) sind nicht mehr brauchbar. Ich habe sie deswegen wegwerfen müssen. Was ich bis jetzt an modernen Versuchen gesehen habe, ist alles recht erbärmlich und dilettantisch. Eben habe ich einen Artikel im Papierkorb wiedergefunden. Titel: Mit Mozart gegen Magengeschwüre. Mit den besten Empfehlungen Ihr Marius Schneider. P.S. Meine kosmologischen Studien können Ihnen wenig Stütze geben, außer der Tatsache, daß die Zahlen 4, 5 und 9 (=4+5) und die entsprechenden Metren von großer Bedeutung sind." Der Tenor des Schreibens ohne Datum ist nicht sehr begeisternd. Und wie hat der heilungsbedürftige Adressat damals den Hinweis im Postskriptum fetischisiert: 4:5, 5:9, 4:9; Rhythmen schwirrten durch den Kopf, als er den „Philosopher's Stone“ suchte. Diese Faszination ist weg. 4+5=9, stimmt. Das Ethos ist dem Zauberlehrling aus des Zauberers Tonsatz entschwunden. Ernüchterung macht sich breit. Er ist aus dem Schneider.

13

Das Nachwort kommt in Form eines Briefs zugeflogen, den Hannes Böhringer nach der Lektüre dieser Recherche schrieb: „23. 8. 98 Lieber Walter, Sonntag Nachmittag. Gerade aus Bardenitz zurückgekehrt, vom Sommer in Deutschland auf dem Land Abschied genommen. Plötzlich ist der Herbst da: Wind, kalte Abende und klare Luft. Während Eva Kartoffeln ausgrub, habe ich Deinen Untersuchungsbericht gelesen. Unglaublich, was Du in wenigen Wochen recherchiert hast! Eine Rashomon-Variation mit unruhiger, zittriger Handkamera. Du bist aus dem Schneider, nicht der Leser, nicht ich, der diese Lachmanns und Blumes nicht kennt. Vor allem, wer war M. S.? Du schreibst kaum etwas über sein Werk, weil Du es als bekannt voraussetzt. Du schreibst in erster Linie für Dich. Ich versuche mir ein Bild von der Person von M. S. zu machen und muß eingestehen, daß die Mosaiksteinchen für mich kein klares Bild ergeben, nach allen Seiten offen. Am wahrnehmlichsten erscheint mir die Figur eines Mannes von christ-katholischer Herkunft. Der christ-katholische Antisemitismus stößt über Karriere- und Zeitumstände auf den aggressiveren nationalsozialistischen. Kurzzeitige Liaison, mitgerissen von der Bewegung, opportunistisch oder überzeugt, schwer auseinanderzuhalten; Irritation auf beiden Seiten, dann Distanzierung ins Spanisch-Katholische. Nicht unähnlich Carl Schmitt, vielleicht wie er aus kleinbürgerlich katholischem Milieu: endlich Karriere ausrichten. Aber anders als Schmitt keine theologische Reflexion der eigenen Wissenschaft, deshalb - vermute ich - ihr Ausufern ins Mythologische (Kosmogonie) statt Entmythologisierung (katholisch-Hegelsche ‚Aufhebung‘). Ernüchterung im Zeichen des Kreuzes - Vermutungen. Kein noch so diskretes mea culpa danach, weil die demokratische Öffent-

lichkeit nicht als ekklesiale Gemeinschaft anerkannt wird... Nun suchst Du natürlich auch Schneiders Texte nach pornographischen Stellen ab. Aber in der Isolierung sind sie schwer zu beurteilen. Drei Jahre nach Kriegsende über die Hakenkreuzsymbolik oder Schwerttanz zu schreiben, muß nicht unbedingt verwerflich sein. Zumindest zwischenzeitlich scheint er die romantische Tradition der Völkerpsychologie und Kulturkreislehre rassistisch depriviert zu haben (wie viele andere). Doch ist mir aus dem Text nicht klar geworden, ob Schneiders vielleicht durch rassistische Vorurteile hervorgerufene wissenschaftliche Behauptung, Araber, Mongolen und Indianer neigten nicht zur Mehrstimmigkeit, schlagend widerlegt worden oder nur durch eine andere, mittlerweile politisch korrektere Meinung ersetzt worden ist. Was ist an funktionalistischen Theorien ‚fortschrittlicher‘ als an den romantischen völkerpsychologischen? Diese sind biologistisch depriviert worden und deshalb in der Nachkriegs- und Nachkriegserziehung in Mißkredit geraten. Statt Nachkriegs-Political-Correctness zu referieren, (Plato und Herder: Präfaschisten etc.) müßte es eher darauf ankommen, die rassistisch korrumpierte romantische Tradition der Völkerpsychologie, die zur Musikethnologie führt, nicht in ihrer heruntergekommenen Form, sondern in ihrer Höchstform zu rekonstruieren und erneut auf die Probe der Tauglichkeit zu stellen. Daß M. S. auf Glas gelagerte Schallplatten geliebt hat und leidenschaftlicher Sammler war, macht ihn in meinen Augen nicht verdächtig: ein Mann des 19. Jahrhunderts, der in Spiritus gelegte Präparate liebt. Heute hätte er alles computerisiert. Warum hat er seine Kraft zur Anregung für Dich verloren, nachdem Du seine Zwielfichtigkeit entdeckt hast? (Ich habe es mir nie entgehen lassen, mir Anregungen von Heidegger, Schmitt oder Jost Trier zu holen.) - Inzwischen ist es Montag Morgen, fast schon novemberartig. Komme ich nach der Lektüre und ihren Details - ich würde Dich gerne noch zu vielen fragen - auf meinen Gesamteindruck und den Titel, die Überschrift zurück, scheint mir doch gegenüber dem Clair-obscur die moralische Verurteilung zu überwiegen: ‚Tonart ohne Ethos‘. Ich bin mir nicht sicher, was Du hier unter Tonart verstehst? Ein verstecktes Zitat? Kommst Du nun selbst auf Platons Staat zurück mit moralisch erlaubten und verbotenen Tonarten? Forderst Du eine Identität von Ethik und Ästhetik, eine Einheit von Leben und Werk? Eine moderne totalitäre Diktatur legt unbarmherzig die Risse im Herzen bloß und macht sie oft sogar noch aktenkundig. In den Abgrund des Herzens schaut auch sie nicht. Glücklicherweise, wer im sicheren Hafen klarer Regimegegnerschaft ankerte! - Schneide (Schneider!) Dich bitte nicht von wichtigen Traditionen ab, nur weil sie moralisch mißbraucht worden sind! Herzliche Grüße Hannes."

Der scharfe Wind, der dem Lob erwartenden Rechercheur aus diesen Zeilen eines Freundes um die Ohren pfeift, hinterläßt den fahlen Geschmack des schlechten Gewissens. Ist der Rechercheur zu weit gegangen? Hannes hat Recht, daß die romantische

Völkerpsychologie auf eine biologistische Sicht reduziert wurde. Nur, um sie wieder auf die Beine zu stellen, muß erst eine Aufarbeitung geleistet werden, die genau untersucht, wie diese Lehre zur Irrlehre wurde. Daß auch in solchen Standardwerken wie der *Ethnomusicology* von Jaap Kunst dieses obsolet gewordene Gedankengut unhinterfragt überleben konnte, ist mehr als nur ein Faux Pas. Nicht nur Schneider, sondern die ganze Vergleichende Musikwissenschaft bis heute, soweit sie genetische Theorien zur Erklärung von Kulturverwandtschaften heranzog, hat dies nicht bewältigt. Einen Anfang machte George Herzog, der Kollege Schneiders aus der Berliner Zeit. Er vertrat in Bloomington, Indiana ebenfalls eine, im Phonogramm-Archiv entwickelte vergleichende und genetisch-historisch ordnende Methode. Diese jedoch stand Schneiders musikalischen Rassekriterien diametral gegenüber und verurteilte sie als irrational und überlebt. Das vierhändige Klavierspiel bekam scharf kontrapunktische Züge. Herzogs Kritik von Schneiders Essay *A propósito del influjo árabe* (Journal of the American Musicological Society 1951, S. 43ff.) zeigt diese scharfe Differenz auf⁹⁰.

Der Rechercheur resümiert, daß das Arbeiten im Archiv mehr eine spekulative Theoriebildung zu fördern scheint. Die Feldforschung erfordert zwangsläufig einen pragmatischeren Ansatz, der jede Spekulation in Frage stellt. Soll Speku-

⁹⁰ George Herzog, Kritik von Marius Schneiders „A propósito del influjo árabe“ und „El origen musical de los animales-simbolos“, in: Journal of the American Musicological Society, 1951, S. 43ff.: „As for notions of some inherited racial psychology - which, among other things, could predetermine its own musical development - modern anthropology has demonstrated amply, and decades before their recent political renaissance in Germany, that such ideas are utterly lacking in a foundation. The term ‚race‘ itself has very limited scientific value. Physical anthropologists agree that the concept of race is exceedingly confused and awkward, and that its application to any population group is a very questionable procedure since all population groups are rather mixed and variable with regard to physical types and traits. Moreover, this variability and population mixture is just as characteristic of ancient or of primitive conditions as of recent or complex ones. But most important for our discussion is the agreement that as yet there has been no proof that non-physical traits - such as possessions and institutions of a culture; its aesthetic forms, values, or attitudes - have any genetic or internal connection with physical type. Given special conditions, it may be found that a certain physical type and a certain culture coexist. But the comparative ease with which one factor can change while the other may remain stable, indicates the lack of internal connection between the two. For the odd idea that short-headed people will not be able to learn melodies of long-headed people, and vice versa, Schneider has chosen a rather weak criterion of anthropological typology. (...) The works, reviewed here reveal all too clearly the effects of prolonged exposure to a mode of thinking in which, because of political expediency, concepts are ill-defined and terminology becomes fuzzy; where hypotheses are treated as established truths, but evidence or proof are treated as negligible. No lasting intellectual structure can be built on such quicksand. Now that some years passed since Germany's intellectual isolation, it is much to be hoped that Dr. Schneider's writings will reflect once more that tradition of lucid scientific endeavor which was choked off in Germany of 1935.“

latives überleben, igtelt man sich besser im Archiv ein. Der Rechercheur muß feststellen, daß dies nicht nur ein Problem Schneiders & Company war, sondern auch jetzt sein eigenes geworden ist. Hat er doch auch seine Spekulationen über Schneider zumeist aus Archiven. Wie sagte er noch: Er will verstehen, nicht entlarven. Hat er sich am Ende selbst entlarvt?

Freundschaftlichen Rat befolgend, greift nun der Belehrbare, trotz seiner Stimmung: „Herein, wenn's kein Schneider ist“, doch noch zu dessen unveröffentlicher Kosmogonie, deren 2000 Seiten er inzwischen aus dem Nachlaß kopiert hat. Darin blättern, stößt er auf das vorletzte Kapitel „Medizin-Riten“ und wundert sich, wieviel Schneider doch zum Thema Heilen durch Musik gesammelt hat. In dessen Brief von 1973 klang es noch so, als gäbe es kaum Literatur darüber. Wie stand noch auf dem Transkriptionszettel mit der Adresse Jules Sussfeld: „Sehr gefährlicher Heilzauber-Gesang!“ Dieser Gesang wurde anscheinend dem Fragenden von einst vorenthalten. Schneider ließ sich noch nicht in die Karteikarten schauen. Auf Umwegen gelangte nun der ernüchterte Zauberlehrling an das XXII. Kapitel der Kosmogonie⁹¹.

⁹¹ Zu Marius Schneiders „Kosmogonie“ siehe Hans-Georg Nicklaus, *Die Maschine des Himmels. Zur Kosmologie und Ästhetik des Klangs*, München 1994 bes. S. 55ff: „Das Besondere an Schneiders Werk ist neben der beeindruckenden Quellensammlung sein strukturalistischer Ansatz. Von Schneider selbst wenig hervorgehoben und von seiner Rezeption kaum beachtet, ist sein streng strukturalistischer Grundgedanke einer genuinen Phase des Klanglichen in den Schöpfungsmythen - ein in der Musikwissenschaft und Ethnologie im höchsten Maße unorthodoxer Gedanke. (...) In der Form von zehn konzentrischen Kreisen wird die Schöpfung in zehn Phasen eingeteilt. Diese zehn Phasen wiederum werden zusammengefaßt in drei Abschnitte. Schneider stellt die Schöpfung als einen Vorgang des Erwachens dar: Aus dem Tiefschlaf der dunklen akustischen Urwelt, die Schneider gemäß einer Entwicklung von innen nach außen den Kreisen I bis IV zuordnet, entsteht mit den Kreisen IV bis VII die langsam erwachende, konkrete Schöpfung, die ‚dem träumenden Kosmos zwischen der Urwintersonnenwende und dem ersten Morgenrot‘ entspricht. Eine letzte Phase beschreiben die Kreise VII bis X, die die hell erleuchtete Welt im wachen Zustand 1598, das Schneider wie ein Kultbild betrachtet, in dem sich Astrologisches, Astronomisches und Mythologisches verbunden haben. Seine zehn Schöpfungsphasen, die er wie eine Folie über die kosmische Darstellung des Astrolabiums legt, erhalten so Parallelen zu den Jahreszeiten, den verschiedenen Sonnenwenden, den Tierkreiszeichen, den Tageszeiten, dadurch zu Schlaf- und Wachphasen, schließlich (entsprechen der wellenförmig sich ausbreitenden Schöpfungsbewegung) zu einer Partialtonreihe, deren Schwingungsverhältnisse (1:2:3:4 etc.) den zehn Phasen entsprechen sollen. Diese kühn anmutenden Analogien weiß Schneider durch eine Unzahl sich quasi gegenseitig bestätigender und stützender mythologischer Quellen durchaus plausibel zu machen. (...) Schneiders ‚Kosmogonie‘ bewegt sich durchaus innerhalb dieses Spannungsfeldes: zwischen erforschtem Gegenstand und dem Begehren des Forschers.“

Encore

Dieser nach Abschluß der Recherche in der Akte Barch 21/11058 gefundene Geheimbericht des Museumsdirektors Kümmel versuchte gegen das abschlägige Gutachten der NSDAP die Tätigkeit Schneiders in der Abwehr des OKW zu rühmen, um seine Ernennung zum Kustos am Staatlichen Institut für deutsche Musikforschung zu unterstützen. Auch diesem Bericht folgte eine Ablehnung seitens der Parteikanzlei; vgl. oben S. ***:

An das Reichserziehungsministerium

Kümmel. Generaldirektor Staatliche Museen. Berlin 17.12.1942.

VS 121/42. Abschrift.

Geheim!

Ich ergänze meinen Bericht I1942/42 vom 16.12.1942 durch folgende, mir über die Tätigkeit des Dr. Marianus Schneider als Sonderbeauftragten des Oberkommandos der Wehrmacht gegebene Mitteilungen:

1. Schreiben der Abwehrstelle St. Germain bei Bezirkschef A. vom 29.1.1942:

„Dr. Marianus Schneider ist seit Oktober 1939 beim OKW Abt. Abwehr im aktiven Dienst eingestellt. Seine Tätigkeit ist als Militärdienst anzusehen. Der Dienst erfordert stärksten persönlichen Einsatz, der nicht immer gefahrlos ist.“

2. Aktennotiz vom 6.6.1942:

„Am heutigen Vormittag erschien nach telefonischer Anmeldung der Major Säubert vom OKW, um mir Auskunft über die Tätigkeit des Dr. Marianus Schneider vom Phonogrammarchiv zu geben. Dr. Schneider habe die Befürchtung, daß es ihm schaden könnte, wenn mir über seine mehrjährige geheime Tätigkeit für das OKW nichts bekannt würde. Major Säubert teilte mir mit, daß Dr. Schneider dank seiner Beziehungen zu der französisch-arabischen Welt zunächst mit Zersetzungsarbeiten unter den zu Frankreich gehörigen Arabern beschäftigt worden sei. Nach Abschluß des Waffenstillstandes mit Frankreich ist die Tätigkeit des Dr. Schneider nach dem Nahen Osten, vor allem nach Syrien und Palästina verlegt worden. Seine Aufgabe ist es, sich über die politische Stimmung unter den Arabern zu unterrichten und die Nachrichten, die er darüber empfängt, an die zuständigen Stellen weiterzugeben. Außerdem hat er in Araberkreisen geeignete Persönlichkeiten zu finden, die vor allen Dingen im Rundfunk gegen die englische Herrschaft im vorderen Orient arbeiten können. Dr. Schneider hat sich ganz außerordentlich bewährt. Er arbeitet geradezu hingebungsvoll, und seine Tätigkeit ist keineswegs ungefährlich, denn es ist schon dreimal ein Attentat auf ihn verübt worden. Er arbeitet auch im unbesetzten Gebiet, wo er unter der Tarnung eines französischen Professors auftritt. Dr. Schneider ist auf seinem Gebiet für das OKW geradezu unersetzlich.“

gez. Kümmel